

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Der russische Reichstag	197
Was der Strike lehrt. Von Karl Zentisch	206
Emil Mauriac. Von Leo Berg	209
Ihr Schmutz. Von Hese Bauman	220
Stolz Angelegen. Von Alexander Gille	221
Motigbuch	226

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

Greifbühlstraße 10.

1905.

Auf Grund von patentierten,

von ersten Autoritäten anerkannten und begutachteten **Erfindungen**, welche **einen der aussichtsvollsten**, im Aufblühen begriffenen und von einflußreichsten Seiten begünstigten Industriezweig betreffen, werden Kapitalisten gesucht.

Tätige Beteiligung repräsentirender Persönlichkeiten erwünscht. **Vermittler verboten**. Offerten unter T. Z. 642 an Kaufmann & Bacher, Berlin, Annoncenbureau, Königsgrünerstr. 67.

Das Germanentum und sein Verfall.

Eine rassenpolitische Studie von Max Engelmann.

480 S. 8°. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Ist es reiner Zufall, dass die Sozialdemokratie nur in christlichen Ländern gedeiht? — Engelmann findet im Christentum die wahre, geistige Mutter der Sozialdemokratie. Es sei ein Fluch für das wahre Germanentum und der Todfeind aller Edelrassen. Die Untersuchungen des Verfassers werfen ein ganz neues Licht auf die Rassenwerte unseres Volkes, auf Gedankenfreiheit, Wahlrecht, Judentum etc.

Zu beziehen von Friedr. Feneke, Verlag, Stuttgart. Prospekt frei.



„Ever Ready..
Spring-Uhr
CHRONOS



Patente in allen Kulturstaaten.

Neueste garantiert richtig gehende

Uhr ohne Zeiger.

4 Uhr 57 zeigt die Uhr auf der Abbildung.

Aufziehen, Einstellen wie bei jeder Uhr.

No. 300 in Nickel Mk. 25,—

oder Messing

Electrical Specialty Co., Berlin W. Leipzigerstr. 113.

III. Preis. „Z“ kostenlos.

Inserten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10 sowie durch sämtliche



Berlin, den 4. Februar 1905.

Der russische Reichstag.

Das Deutsche Reich umfaßt 540657 Quadratkilometer und hat ungefähr sechzig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer hundert. Das Reich des Zaren umfaßt 22470000 Quadratkilometer und hat mindestens hundertdreißig Millionen Einwohner; auf jedem Quadratkilometer sechs. In Deutschland sind die Unterschiede des Klimas, der Rasse, des Glaubens gering. Rußland hat eine Breitendifferenz von zweiundvierzig Grad, reicht vom Nördlichen Eismeer bis an die türkische, persische, afghanische, chinesische Grenze und ist von Slaven aller Stämme, von Germanen, Litauern, Iranern, Semiten, Turaniern, Mongolen, Tungusen, Hyperboreern und Völkern der ugrisch-finnischen Gruppe bewohnt; von evangelischen, griechisch-orthodoxen, römisch-katholischen und armenischen Christen, von Kasakn, Mohammedanern, Israeliten, Buddhisten und Heiden. Als über Deutschland die Zeit des Landfriedens und der Reformation heraufzog und eine hohe Kultur schon mählich verblühte, konnte Rußland, das kaum noch eine Geschichte, im kalten Erdreich den ersten Keim einer Kultureinheit hatte, unter Zuan dem Dritten sich endlich vom Joch der Goldenen Horde befreien. Während Deutschland den dreißigjährigen Kriegsjahren erlebte, versuchte in Rußland Michael Romanow, dem Streit der Theilfürsten und Prätendenten, den Aufständen der Polen und Kowgoroder, der Anarchie ein Ende zu machen. Wie traurig es nach dem Westfälischen Frieden in Deutschland ausah, lernt jedes Schulkind. Was aber waren die Kriege Wallensteins, Lillys und Gustav Adolfs gegen die Gräuel der Tatarenherrschaft! Vom Jahre 1222 an, seit Dschengis-Khan in die Krim eingefallen war, bis ins Jahr 1480 hausten die

Mongolen in Rußland; zerstampften die Saaten, schwächten das nationale Bewußtsein, die sittliche Kraft, das intellektuelle und materielle Vermögen des Volkes, korrumpirten Herren und Knechte, Bojaren und Kirche. Vergebens riefen Serapion von Vladimir und Kyrill von Kiew zur Einkehr, zur Pflicht, die das Land russischer Kinder zu fordern habe: ihr mahnendes Wort mußte schnell wieder verhallen. Was in zweihundertfünfzig Jahren grausamster Hordenherrschaft vernichtet ward, bringt kein frommer Wunsch wieder zurück. Das verwüstete, verpestete Land und das tiefste Wesen der Volkheit trug noch die Mongolenspur, als Peter in Despotenlaune sein unseliges Beglückereperiment wagte. Blickt auf Katharinens Rußland und auf das frißische Preußen. Bedenkt, daß der deutsche Norden schon von Kant sprach, als Rußland noch vor Pugatschews Bauernkriegsplan zitterte. Daß es in Deutschland nur noch wenige Analphabeten gab, als dreiundzwanzig Millionen Russen aus der Leibeigenschaft erlöst wurden. Und beantwortet selbst dann die Frage, ob das Gossudarstwo, dessen Fläche die Europas um mehr als das Doppelte übersteigt, ob das Riesenreich ohne religiöse und nationale Einheit, das Land dumpffinniger Ruschiks nach den selben Grundsätzen regirt werden kann wie ein europäischer Staat.

Das Verlangen ist alt; jeder Bojar, der knirschend an die Lage Boris Godunows dachte, sang das Lob eines repräsentativen Reichsrathes. Als Alexej Michailowitsch den Ständen das neue Gesetzbuch vorlegte, als, hundertzwanzig Jahre später, Katharina fünfihundertsechzig Abgeordnete in die Gesetzgebende Kommission nach Moskau berief, als der erste Alexander, Zharapows Schüler, als Nikolais sanfter Sohn den Kaiserstuhl bestieg: immer hoffte die Oberschicht, nun werde das Sehnen endlich erfüllt. Ihr Sehnen; nicht das des Volkes. Die Tataren, Baschkiren, Mordwinen und Letten wünschten sich kein Parlament; wünschens noch heute nicht. In Minen und Schänken, bei Hirten und Pflügern, in der bunten, mit Blumen bestickten Steppe und in den eisigen Erdhöhlen, den Semlianken Sibiriens, an den Ufern der wilden Wolga, bei den Burlaki, die mit schwermüthigen Sängen sich die mühsvolle Glöherarbeit verkürzen, wird man solches Wunsches Echo nicht hören. Eine Volksabstimmung würde mit ungeheurer Mehrheit für die Autokratie entscheiden. Nur die europäisch Gefirnigten fordern murrend längst eine Verfassung. Und oft war der Hof eines Selbstherrschers bereit, sie zu gewähren. Warum nicht? Die Massen sind stumm, bleiben stumm; und aus dem Murren wird schnell ein Sauchzen, wenn der lange erbettelte Brocken hingeworfen ist. Für den Gossudar wäre es nur bequem. Nicht gegen ihn würde der Haß sich dann waffnen. Er wäre gedeckt, hätte für seinen Ruhm genug gethan und könnte sich selbst-

herrlich amüsiren. Daß auch parlamentarisch regierende Fürsten nicht machtlos sind, lehrt ein Blick auf Europa. Alexander der Zweite, der immer verliebte Lustfuchser, dachte so. Ihm, der ganz in Neußerlichkeiten aufging (und den das Volk deshalb noch öfter den Militärschneider als den Befreier nannte), hätte ein kummerloses Leben im Arm der schönen Dolgorucki und anderer Holnden behagt. Als er gemordet wurde, lag sein Verfassungsentwurf in der Staatsdruckerei. Der Sohn, dem er das Reich ließ, ähnelte dem Vater in seinem Zug. Alexander der Dritte war von eng begrenzter Intelligenz und in seinen besten Stunden selbst nie ein schöpferischer Geist. Aber redlich, gewissenhaft, von unbeirrbarem Willen und ernstem Fleiß; ein guter, gestrenger Hausvater und sparsamer Verwalter. Der Vater hatte, als der Finanzminister Knjatschewitsch ihn bat, einen Jahresetat des kaiserlichen Hauses festsetzen zu dürfen, wüthend gefragt: „Willst Du mich unter Vormundschaft stellen?“ Daß er vierzig, fünfzig Millionen Rubel im Jahr verbrauchen, sie einfach, ohne daß draußen Jemand davon erfuhr, dem Reichsschatz entnehmen konnte, paßte ihm. Die Ausgaben des Sohnes haben den Bunge, Wyshnegradskij und Witte niemals Kopfschmerzen gemacht. Der dritte Alexander sagte sich: Nicht zu meinem Vergnügen bin ich auf diesen Platz gesetzt und habe nicht das Recht, mich der schwersten Pflicht zu entziehen; ich darf nicht nach dem Wunsch einer winzigen Minderheit das Schicksal von hundert Millionen bestimmen, darf nicht, weils mir bequemer wäre, mein Land einer Lebensgefahr ausliefern; das Land braucht eine starke Rüstung, braucht nationale und religiöse Einheit und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn: also keine Verfassung, sondern gerechtes und veinliches Regiment. Dieser schwerfällige Mann mit dem langsam assoziirenden Hirn war das Musterbild eines zur Herrschaft über russische Menschen geeigneten Kaisers; war vielleicht der letzte Autokrat echten Geblütes. Das glaubte auch seine Frau. Als er, wider Erwarten früh, gestorben war, hielt die Witwe, die ihn vergöttert hatte und noch heute vergöttert, die Zeit der Autokratie für erfüllt. Sa: diese Dänin, die in der Presse seit Jahrzehnten als Mutter der Reaktion, als Gebärerin alles Unheils vorgeführt wird, hatte im November 1894, am Totenbette des Mannes, mit dem Hausminister Boronzow-Daschkow einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Parlamentarismus und Liberalismus, sondern, weil sie Keinem die Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, fränkelfnden Risa, der wirklich nicht ausah, als könne er die Mühe des Monomachos mit Anstand tragen. Vielleicht hats ihm die

Mutter offen gesagt. Jedenfalls erfuhr ers in Livadia. Die Pietät bäumte sich auf. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt. Und in einer der ersten Reden, die der neue Zar hielt, wandte er sich barsch gegen die „sinnlosen Schwärmereien“ der Leute, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster heischten.

Der feste, männliche Ton gefiel. Ein zweiter Nikolai schien in dem Jüngling erstanden, der als Kaiser Nikolaus der Zweite hieß. Im Haus aber haben die Damen ihm bis auf den heutigen Tag darob hart zugefetzt. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer: wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Und die Frau, das englischerzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: „Laß Dich nicht zerquälen; gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszusetzen; hier ist's warm und draußen lauert der Haß. Warst Du in Darmstadt nicht glücklich? Wären wirs nicht immer, wenn Du Dich entschließt, wie Onkel Eduard in London zu leben, der erste Gentleman Deines Reiches zu sein? Wir könnten reisen, Sport treiben, Arm in Arm durch die Straßen spazieren und — das Beste — in ungestörter Gemeinschaft die Kinder erziehen.“ Die Mutter, die Frau; und mancher Verwandte gab immer wieder den selben Rath. Doch alles Barmen und Schmeicheln verjagte. Nikolaus, der sonst so unsicher zwischen verschiedenen Neigungen schwankt, blieb hier im Wollen fest und dem Vater gehorsam. In den letzten Monaten mager von Maria und Alexandra Feodorowna besonders zärtlich bestürmt worden sein, das eine Wort, das erlösende, endlich zu sprechen. Bis heute sprach ers noch nicht.

Und daß ers nicht sprach, war weise. Nur Kinder und Liberalischwäher können wähen, eine Verfassung, ein Parlament werde Rußland beglücken; und dieses Glück zugewähren, hänge nur von dem guten Willen eines Zaren ab. Wer so redet, weiß nichts von russischer Geschichte, von russischer Volktheit. Ein gewissenloser Zar, der selig wäre, wenn die petersburger Salonbummler ihm Beifall brüllen, würde sofort die Generalstaaten in den Kreml, die Palaststadt mit dem Tatarennamen, berufen. Ein Parlament würde ihn entlasten, von Arbeit und Haß befreien; das Land aber in unabsehbares Unheil stürzen. Das Land, in dessen europäischen Provinzen selbst von hundert Rekruten im Jahr 1901 zweiundsechzig weder lesen noch schreiben konnten. Seht Ihr sie an die Wahlurne treten? Ahnt Ihr, was Stimmenkauf und gemeinste Demagogie da anrichten würden? Aber man brauchte ja nur die Vertreter der Landschaften, die Semstwo's, wie schon früher geschah, zu versammeln. Die sind doch halbwegs gebildet und wissen, was sie wollen. Und wie lange würde dieses Rezept reichen? Das wäre ja keine „Volksvertretung“. Lauter und

leidenschaftlicher noch, als sie jetzt wagen dürfen, würden die kleinen Salonmirabeaus, die von marxistischen Professoren geschulten Studenten und das von Sozialisten und Terroristen heimlich gedrückte Arbeiterheer das Massenvahlrecht fordern. Das wäre noch nicht die schlimmste Gefahr. Semskij Sobor oder Reichstag: Rußland kann keine Debattierkörperschaft vertragen, weil ihm die nationale Einheit fehlt. Um diese Einheit zu schaffen, hat die petersburger Regierung den Balten, Polen, Finen, Juden, den Kleinrussen sogar das Leben oft sauer gemacht; nicht aus türkischer Lust an grausamem Wüthen. Auch europäische Staaten haben in der Nothwehr so gehandelt; und wer die polnischen und dänischen Preußen fragt, wird hören, daß es noch heute geschieht. Ein russisches Parlament würde wie eine Centrifugalmaschine arbeiten, die Volkskräfte von einander lösen, nicht zu einträchtigem Handeln zusammenbinden; den Körper des Reiches zerreißen. Wie hat England durch den Kampf gegen den irischen Anspruch gelitten! Und es hatte nur diesen einen Pfahl im Fleisch. Oesterreich kommt nicht zu gesundem Leben, weil in seinem Reichsrath Deutsche, Czechen, Polen, Italiener, Slovenen sitzen. Was dieses kleine Land, mit all seinem Reichthum, seiner alten Kultur, nicht verträgt, soll das arme, unkultivirte, aus tausend Wunden blutende Rußland vertragen? Sein Parlament müßte einem Duzend indogermanischer Stämme, einem zweiten Duzend mongolischer Völker (Finnen und Tataren) Plätze einräumen, Männern aus Archangel und aus Bessarabien, vom Karischen und vom Kaspiischen Meer, Christen aller Bekenntnisse, Mohammedanern, Juden, Buddhisten. Und solches Parlament sollte zu nützlicher Arbeit fähig sein? In dem Polen und Kleinrussen, Balten und Letten, Schweden und Armenier, Tscheremissen, Mingrelieu, Esthen, Fino-Karelieu, Baschkiren, Kirgisen, Lappen, Kalmüken, Burjaten säßen? Nach dem ersten Rausch würde der Hader der Stämme jeden Versuch gemeinsamer Arbeit ersticken. Der Europäer ahnt nicht, wie gering im Rußland die Centripetalkraft ist. Er sollte das alte Heldenlied von Igor's Heerfahrt lesen, aus dessen Rhythmen inbrünstige Sehnsucht nach der Einheit des russischen Landes seufzt. In Jahrhunderten ward das Sehnen nicht gestillt. Und wenn der Moskowiter jetzt hört, mit welchem Entzücken sein General Stoeffel über Japan und die Japaner spricht, denkt er in Wehmuth der alten Fürsten, die sich als Gefangene der Tataren so wohl fühlten, daß sie die Heimath vergaßen und Tatarinnen freiten. Rußlands nationales Leid wird, so gut es geht, den Blicken verborgen. Ein Parlament, jedes Regime, das der Oeffentlichen Meinung freien Raum ließe, brächte den Sommer schnell ans Licht. Schon gilt der Kaukasus Vielen als verloren. Eine öffentlich ta-

gende Volksvertretung müßte bald auch den Schein der Reichseinheit vernichten. Jede Völkergemeinschaft, jede Glaubensgemeinschaft würde dem Reich Sondervorteile abzutrocknen, abzupressen versuchen. Die Rückkehr zur Autokratie wäre unmöglich. Unmöglich aber auch, von solcher Körperschaft auf die Dauer die Bewilligung der Mittel zu erlangen, die das Reich zum Leben braucht. Siechthum, rasche Rache wäre die unvermeidliche Folge.

Von diesen Schwierigkeiten liest man in den Zeitungen nichts. Nur von Gräueln, Niedertracht, rohster Gewaltthat. Jeder Großfürst ist ein Gauner, Kindererschänder, Massenmörder, jeder Zar ein Bluthund oder ein Tropf. Im Grunde sind Menschen wie andere auch; und fast immer von slavisch weicher Sentimentalität angefränkt. Was uns seit drei Wochen an Tatarennachrichten zugemuthet wird, dürfte ein Quartaner von normaler Geisteskraft Schwesterchens Amme nicht glauben. Der Zar ist entflohen, hat seine Alexandra mit Kind und Kegel nach Dänemark geschickt: er sitzt mit der ganzen Familie ruhig in Zarskoje-Selo. Kuropatkins Truppen meutern: sie schlagen sich, bei vierundzwanzig Grad Kälte, tapfer. In Sebastopol wüthet der Aufbruch: trunksene Seesoldaten haben sich gröblich gegen die Disziplinavorschrift vergangen, weil man ihnen beliebte Bordelle gesperrt hatte. In Warschau und Lodz streifen je hunderttausend Arbeiter: der Große Brodhaus von 1903 bezeichnet für Warschau 25000, für Lodz 40000 Fabrikarbeiter; es wäre auch wunderbar, wenn diese beiden Städte zusammen fast so viele Arbeiter hätten wie unser Ruhrrevier. Macht nichts; in Petersburg sollten nach den ersten Berichten ja Vierhunderttausend ausständig sein. Dreitausend Tote, zwanzigtausend Verwundete: auf ein paar Nullen kam's nicht mehr an. Friedfertige Arbeiter, die dem Kaiser in Demuth ihr Leid klagen wollten, wurden niederkartätscht. Traurig (und dumm) genug, daß geschossen wurde; so aber, wie sie dargestellt wird, war die Sache nicht. Der Streik war entstanden, weil die Unternehmer, wie unsere Zechenbesitzer, nur mit ihren Arbeitern, nicht mit fremden Vertretern einer ihnen feindlichen Organisation über Lohn und Leistung verhandeln wollten. Die Regierung hielt sich neutral, war — Rußland ist noch kein Machtbezirk des Kapitalismus — eher geneigt, für die Arbeiter Partei zu ergreifen, und sah ruhig zu, wie Streikbrecher geprügelt, die zur Arbeit Bereiten mit Gewalt aus den Fabriken getrieben wurden; auch aus solchen, wo es vorher gar keine Beschwerde, keinen Konflikt zwischen Herren und Knechten gegeben hatte. Da kam das vom Priester Gapon entworfene Manifest. Der Zar müsse, wenn er nicht feig und schwach scheinen wolle, zur bestimmten Stunde die Arbeiter in seinem Winterpalais erwarten und anhören; die beamtete Be-

trägerbande fortjagen und eine Verfassung gewähren; die Sicherheit seiner Person sei ihm verbürgt. Hätteirgend ein Monarch, der nicht entschlossen war, noch am selben Tag abzutanken, dem Ruf gehorcht? Der Kaiser, hieß es, ist nicht im Palast, gar nicht in der Stadt. Umsonst. Der Zug ordnete sich. In Bassilij-Ostrow, dem Fabriksviertel, wurden die Brücken und Straßen, die in die innere Stadt führen, vom Militär abgesperrt. Die Menge ließ sich nicht halten. Gapon schritt mit dem Kreuz voran; und hinten folgte ein Marodeurschwarm. Ein deutscher Fabrikant, der, um sein Haus zu bewachen, zurückgeblieben war und einen Theil des Straßenkampfes sah, schrieb mir aus Petersburg: „Schon am Tage vorher hatten die Strikenden Holzzäune und Hausthore zerschlagen, die russisch-amerikanische Gummifabrik, deren Leiter mit ihren achttausend Arbeitern in ungetrübter Eintracht lebten, besetzt und zum Stillstand gezwungen, anderswo Kessel gelöscht und die Arbeiter mit Knütteln aus den Sälen geschleudert. Jetzt sah man auf rothen Fähnchen die Inschrift: Nieder mit der Autokratie! Telegraphenstangen wurden abgesägt, Telephondrähte zerschnitten, Läden und Wohnungen geplündert. Die Menge war mehrfach ermahnt, durch Aufbruchsignale und blinde Salven gewarnt worden. Nach meiner Ueberzeugung hat das Militär zu spät eingegriffen; in Deutschland hätte man ganz sicher nicht so lange gewartet. Aus dem Mund vieler Arbeiter habe ich nachher gehört: „Hätten nur die Studenten (von denen einzelne als Priester verkleidet waren) sich nicht eingemischt! Sie und das plündernde Gefindel haben uns Alles verdorben.“ Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt — in Petersburg sind tüchtige Arbeiter aller Branchen so gesucht, daß sie es leicht zu gutem Verdienst bringen —, zweifelt nicht, daß der Aufstand das Werk der Anarchisten und revolutionären Studenten war. Gerade der Arbeiter hat hier keinen Grund, über die Regierung zu klagen.“ So urtheilt ein Augenzeuge. Mag er vom Klasseninteresse geblendet sein: was der Bope Gapon unternahm, war offener Aufruhr und hätte in jedem Militärstaat der Welt zu Straßenkämpfen geführt. Ist 1848 in Wien und Berlin nicht geschossen worden? Versuhren die Männer der Terreur und der Commune glimpflicher mit ihren Gegnern? Und flösse im Ruhrbecken nicht morgen schon Blut, wenn die Ausständigen, ohne politische Umwälzungen erpressen zu wollen, auch nur die Hand gegen die „Arbeitwilligen“ erhoben oder gar Maschinen zerstörten? Und der Deutsche, der nicht in Mecklenburg lebt, hilft ja sogar zwei Parlamente wählen. Aber es wäre lächerlich, deutsche Proletarier den Strolchen zu vergleichen, die in Petersburg Läden und Wohnungen ausraubten, oder den armen Blinden, die Gapons Lockruf ins Verderben trieb. Wenn unsere organisirten Arbeiter auf die Straße gehen, braucht kein Bourgeois um sein Eigenthum zu zittern.

Die Rolle, die Gapon in der Bewegung gespielt hat, ist noch nicht deutlich erkennbar; sicher nur, daß er früher im Dienst der Polizei stand. (Daher in der „Woche“ das Bild, das ihn neben dem General Foulon zeigt.) Als man, vor Jahren, in Moskau merkte, daß die Organisation der Arbeiter nicht länger aufzuhalten sei, wollte die Verwaltungbehörde die Sache selbst in die Hand nehmen. Thun wir's nicht, dachte sie, dann thuns die Revolutionäre; also ist's besser, wenn wir zuverlässige Leute an die Spitze stellen. Subatow, der früher Terrorist gewesen war, wurde ausgewählt und das Verhältniß gar nicht geheim gehalten. Jeder wußte: Subatow steht gut mit der Polizei und kann uns eben darum nützen. Er brachte die Arbeiter, die Beschwerden und Wünsche hatten, zum Polizeipräsidenten Trepow; und da in Caesarenreichen die Gewalt sich stets lieber den Armen als den Wohlhabenden willfährig erweist, fanden die Klagen meist Gehör. Das System schien sich zu bewähren und sollte auch in Petersburg eingeführt werden. Nur sagten Foulon und Genossen: Die Moskauer bleiben doch immer dumme Provinzialen; wir Großstädter werden nicht so thöricht sein, den Arbeitern zu verrathen, daß der Vertrauensmann ihnen von uns geliefert ward. Gapon trat in Aktion. Daß er von der Polizei beauftragt war, sollte kein Mensch erfahren. Hätte auch keiner erfahren, wenn der Pope nicht nach Moskau gegangen und gegen Subatows Leute aufgetreten wäre. Ihr seid schöne Kerle, sagte er dort zu den Organisirten: laßt Euch von der Polizei an der Leine gängel'n; solltet Euch schämen. Das gab Murre und die Petersburger wurden ersucht, gegen den pfäffischen Demagogen einzuschreiten. Plehwe war Minister des Innern; er ließ seinen Dezerenten kommen und fragte, was über diesen Gregorij Gapon bekannt sei. Nichts zu befürchten, antwortete der Beamte; Gapon ist unser Mann, hat festen Monatsgehalt und will bei den Altmodischen gewiß nur für unsere feinere Methode wirken. Als der Priester in Moskau dann einen konservativen Professor überreden wollte, die Leitung der Organisation auf sich zu nehmen, wurde ihm ins Gesicht gesagt: Dich bezahlt ja die Polizei. Er erröthete, stammelte Etwas von der Nothlage einer Uebergangszeit und betheuerte in der Thür, er werde das Joch schnell abshütteln. Haters gethan? War er mit freiem Herzen bei der Arbeiter Sache oder hatte er nur den Brotherrn gewechselt? Leicht ist's nicht, einen Priester, der die Kunst des Trügens mit so schlauer Sicherheit meisterte, für einen reinen Helden zu halten.

... Großstadtproletarier, die beim ersten Schritt ins politische Leben ein Taumeltrausch packt, an deren Sohle sich die Raublust heftet und die ein Jahre lang aus der Polizeikrippe Gefütterter anführt; Bauern, die nicht lesen noch schreiben, nur still fronen und sterben können: aus diesen Elementen will Europas hohe Weisheit dem Lande der hundert Völker einen Reichthag erküren.

Was der Strife lehrt.

Sob Dr. Beumer oder Gué übertreibt, kann nur entscheiden, wer im Ruhrrevier zu Hause ist; aber um die periodisch wiederkehrenden Kohlengrübertausstände ganz natürlich zu finden, braucht man nur ein kleines Gruben- und Hochöfengebiet vom Fenster des Eisenbahnwagens aus gesehen zu haben und einmal im Leben in einen Kohlenschacht eingefahren zu sein. Im finsternen Stollen auf schlüpfrigem Boden gebückten Leibes und mit Werkzeug beladen herumkriechen, ist kein Vergnügen; im eilen, schwarzen Schlamm kauend oder liegend in überheißer Stickluft Gestein hauen, gehört zu den widerwärtigsten Arbeiten, die sich denken lassen; und mit dieser Arbeit, unter beständiger Lebensgefahr, jahrein, jahraus das reichliche Drittel seines Tages ausfüllen, ist eine Qual. Selbst wenn die Angabe mancher Unternehmerorgane, daß sich der Hauet durchschnittlich auf 1300 Wark steige, richtig wäre (nach Gué läßt sich ein Einkommen von monatlich 128 Mark nur durch lebenszerstörende Doppelschichten erzielen), so würde der damit für den Rest des Tages zu beschaffende Komfort nicht so reichlich sein, daß er die Qual aufwäge; würde es besonders nicht sein bei dem Durchschnitt der heutigen Ansprüche und gegenüber dem luxuriös bequemen Leben der Reichen; nicht auf der von Rauch erfüllten Kohlenhalde, dieser halben Hölle, in die das Industriezeitalter eine ehemals blühende Landschaft verwandelt hat. Bei solcher Lebensweise ist Unzufriedenheit die natürliche Grundstimmung; gegenseitige Mittheilung in einem nach Hunderttausenden zählenden Arbeiterheere — Verhegung pflegt sie dessen Beherrscher zu nennen — steigert den Groll zur kochenden Wuth und die geringste Unbill kann sofort dann zu bedenklichen Thaten führen.

Den typischen Verlauf aller Arbeiterunruhen hat Adam Smith im achten Kapitel des ersten Buches seines *Wealth* beschrieben. (Werkwürdig, daß man diese Stelle niemals in Zeitungen findet; seine Philippika gegen Beschränkungen der Gewerbefreiheit läuft wohl jedes Jahr einmal durch die liberalen Blätter.) Wenn ich die Stelle erwähne, pflege ich hinzuzufügen: Obgleich seitdem die Koalitionsverbote sowohl in England als auch bei uns aufgehoben worden sind, verlaufen doch die Zustände noch heute so. Wenigstens im Wesentlichen. Im Nebensächlichen hat die Aufhebung der Koalitionsverbote günstige Veränderungen bewirkt; die Organisation hat den Arbeitermassen eine bei ihrem Bildungsgrade bewundernswerthe Disziplin beigebracht und dadurch dem Blutvergießen und nachfolgenden grausamen Strafprozessen vorgebeugt. Aber Elend erzeugt jeder Zustand noch heute; und der damit erkaufte Gewinn ist durchschnittlich Null. Auch diesmal werden vielleicht einige kleine Zugeständnisse errungen werden, die man dann im Lauf der nächsten Jahre hübsch in der Stille wieder zurücknimmt. Womit jedoch die Strikes nicht für

überflüssig erklärt werden sollen. Vorläufig bleiben sie das einzige Mittel, die Hinabdrückung der Arbeitermassen in einen Zustand aufzuhalten, der, wie vor hundert Jahren in England, die unteren Volksschichten mit körperlicher und geistiger Entartung bedroht.

Wirksamer ließe sich der Kampf der Arbeiter um bessere Lebensbedingungen gestalten, wenn man sich dazu verstände, auf die Fiktion der Rechtsgleichheit zu verzichten. Zum Tragischen in Niepßches Leben gehört, daß es meistens Phantome waren, um die sich dieser Grübler zu Tode gequält hat. Der christliche und der sozialdemokratische Sklavenaufstand und die Gleichmacherei fraßen ihm am Herzen. Wäre er ins Leben hinabgestiegen, statt auf einsame Bergeshöhen zu fliehen, so hätte er bemerkt, daß sich die demokratische Gleichheit nur in Redensarten, Paragraphen und nebensächlichen Formen der Oberfläche verwirklicht, daß die Herrschaftsverhältnisse, Abstufungen und Distanzen, die er fordert, in aller dem geborenen Aristokraten wünschenswerthen Schärfe vorhanden sind und daß der antike Diklenwirth seinem Sklaven, der Caesar seinem Freigelassenen, der frühmittelalterliche Grundherr seinem hörigen Bauer viel näher gestanden hat, als heute der Kommerzienrath und der Ministerialrath dem Kohlenhauer stehen. So weit trifft eben die materialistische Geschichtskonstruktion zu, daß Technik und Form des Wirtschaftsbetriebes die soziale Schichtung bestimmen und diese das Recht schafft. Gleiches Recht für Alle ist nur möglich, wo, wie in der Bauerngemeinde, im winzigen Kleinbürgerlichen Stadtstaat, alle erwachsenen Männer das selbe Gewerbe in annähernd dem selben Umfang und bei annähernd gleichem Vermögen selbstständig treiben. Eine solche Bevölkerung hatten Kant und Fichte vor Augen, als sie, von Rousseau angeregt und unter dem Einfluß der französischen Revolution, ihren Vernunftstaat konstruirten, der in einer Doppeltheilung mit der Bourgeoisie das Phantom des liberalen Rechtsstaates und mit der Plebs das andere Phantom des sozialistischen Zukunftsstaates gezeugt hat. Aber die wirtschaftliche Entwicklung hat eben die Richtung zu immer stärkerer Differenzierung eingeschlagen; und diese ist der Richtung, in der die beiden Phantome liegen, gerade entgegengesetzt. Großbetrieb heißt so viel wie Herr und Knechte. Ein Großbetrieb kann zwar einer Genossenschaft oder Aktiengesellschaft, also einer Gesellschaft von Gleichberechtigten, gehören; aber er kann weder genossenschaftlich noch parlamentarisch organisiert sein, sondern nur als eine Monarchie, in der die Arbeiter Knechte oder Unterthanen — auf den Namen kommts nicht an — des Eigenthümers oder Leiters sind. Und die Vorstellung, daß sich diese Herren als Staatsbürger von ihren Unterthanen oder Knechten, die selbstverständlich die immense Mehrheit haben, je einmal die Gesetze machen lassen würden, ist so lächerlich, daß sie für den ernsthaften Politiker gar nicht in Betracht kommt. Weil man nun, durch die in der Zeit des politischen

Idealismus entstandene Ausdrucksweise gefangen, diese Thatsache nicht einzugesehen wagt, haben wir, statt des ehelichen, nackten Klassenstaates, den unanständig verhüllten mit seiner verlogenen Gesetzgebung und Rechtsprechung. Der Rechtszustand sei unzulänglich für die bestehenden Verhältnisse, meinte der freisinnige Abgeordnete Pohl im Reichstag; freilich ist es. Und Pohls Parteigenosse Gothein meinte, die Weigerung des Bergbaulichen Vereines, mit den Arbeitern zu verhandeln, sei von der Herrenmoral diktiert. Ja, welche andere Moral sollen denn Herren haben als Herrenmoral?

Wenn die materialistische Geschichtskonstruktion auch nach Vollendung der neuen sozialen Schichtung die Probe besteht, dann wird die neue Aristokratie (zu der übrigens selbstverständlich auch die landwirtschaftliche gehört) sich politisch durchsetzen. Das Zukunftparlament wird eine Vertretung der Herren sein, wie es das englische in seiner Glanzzeit gewesen ist. (Was es außer diesem noch an Parlamenten in der Welt gegeben hat und noch giebt, ist nur Frage und Pöbel.) Nur möge Gott uns Deutschen zu diesem Parlament auch einen starken und weisen Monarchen schenken; denn die Industrie-feudalen würden uns in ihrer Selbstsucht Zustände beschicken, wie die englischen vor hundert Jahren. Ganz allein die dynastische Selbstsucht, die mit einer unendlichen Zukunft rechnet, vermag über den Augenblicksnutzen hinauszuschauen. In der Republik und in der konstitutionellen Scheinmonarchie können die Minister nichts Anderes sein als Agenten der nur auf ihren Augenblicksnutzen bedachten Großunternehmer.

Die Arbeiter würden im Herrenparlament natürlich nicht vertreten sein; aber auf ihren imaginären Antheil an der Fabrication von Paragraphen, die sie nicht verstehen, würden sie so gern verzichten wie ich (ich übe mein Wahlrecht niemals aus), wenn ihnen etwas Besseres geboten würde: nicht Gleichberechtigung, sondern ihr eigenes und eigenthümliches Recht, das Recht, das sie brauchen, wie es der mittelalterliche Hörige besaß, dem seine Rechte und Pflichten zugemessen waren. Wie lächerlich die Gleichberechtigung ist, zeigt das Recht auf Koalition. Keine Regierung der Welt vermöchte Großindustrielle zu hindern, sich zu koaliren: zwischen Braten und Käse ihre Maßregeln zu verabreden. Und keine Regierung der Welt kann den heutigen Arbeitern unbeschränkt freie Koalition bewilligen. Da die moderne Civilisation nun einmal unser Dasein auf Kohle und Eisen gründet, darf der Staat nicht gestatten, daß sich die Arbeiter dem Hundeleben entziehen, zu dem die Förderung dieser Materialien zwingt. Aber ein starker Monarch könnte der Wackerei Grenzen setzen und könnte die Kontrolle über die Einhaltung dieser Grenzen durch eine Art Volkstribunat sichern. Die Arbeiter jedes Industriezweiges, jeder Region, hätten für sich ganz allein, ohne Polizei- und Beamtenaufsicht und ohne Einmischung von politischen Agitatoren, alljährlich ganz frei Ver-

trauensmänner zu wählen. Diese hätten vor dem Parlament über ihre Lage Bericht zu erstatten, Beschwerden und Wünsche vorzutragen. Diese Berichte wären, um ihnen die zu starker Wirkung erforderliche Resonanz zu sichern, wortgetreu in alle großen Zeitungen aufzunehmen; und Unternehmer, die einen solchen Arbeiterdeputirten nachträglich maßregelten, hätten eine sehr hohe Geldstrafe zu zahlen. Nach diesen Berichten würden Parlament und Regierung alljährlich das Arbeiterrecht, die Gewerbeordnung, abändern oder ergänzen. Auch müßte dafür gesorgt werden, daß in diesem Herrenparlament einige amtliche Vertreter des Christenthumes und der Humanität Sitz und Stimme hätten. Jene würden vielleicht bei passender Gelegenheit die durchaus nicht stroherne Jakobusepistel citiren: „Weinet, Ihr Reichen und heulet! Der Lohn, den Ihr Euren Arbeitern vorenthalten habt, schreit zum Himmel“ u. s. w. Diese könnten etwa mit Robbertus daran erinnern, daß die alten Griechen und Römer ihr zweibeiniges Jungvieh besser geschont und weniger ausgebeutet haben als die Brotherrn der Industriezeit Kinder und Jugendliche. Namentlich landwirthschaftliche Zeitschriften würden ihnen reichlichen Stoff zu schönen Vergleichen zwischen der Behandlung des zweibeinigen und des vierbeinigen Arbeitviehes liefern. Wer die Humanität unserer Zeit bewundern will, muß in diesen Zeitschriften lesen, wie durch zweckmäßige Ernährung, Stallung und Pflege für jede Art Vieh gesorgt werden, wie vorsichtig, wie freundlich und zart man ein Füllen, einen Ochsenjüngling behandeln müsse, damit nicht ein Roß, ein Bulle von schlechtem oder bösamigem Charakter daraus werde.

Gegen diese Anerkennung Dessen, was ist, und gegen die ihr entsprechende Staatsverfassung werden sich die Unternehmer mit Händen und Füßen sträuben. Viel lieber ist ihnen der „freie Kontrakt“, der dem Arbeiter die ganze Verantwortung für sein Schicksal allein aufbürdet und der sie in Konfliktfällen berechtigt, den Arbeiter des Kontraktbruchs anzuklagen. (Einen Ausstand sollen die Arbeiter vier Wochen vorher ankünden, damit sich die Unternehmer mit Kulis aus Rußisch-Polen, Ungarn und Galizien versorgen können!) Wird die Sache böß, so stellt ihnen der Staat den Säbel, der haut, und die Plinte, die schießt, zur Verfügung, wie der Reichszanzler höchst überflüssiger Weise noch ausdrücklich versprochen hat. Abgesehen vom Widerstande der Unternehmer gegen die wünschenswerthe Verfassung dürfte dieser der wünschenswerthe Monarch fehlen, wie ihn Uhland beschriebener hat:

Der König Karl am Steuer saß.

Der hat kein Wort gesprochen;

Er lenkt das Schiß mit festem Maß,

Bis sich der Sturm gebrochen.

So lange wir aber das Volkstribunat nicht haben, muß am jetzigen Reichstagswahlrecht festgehalten werden, weil es das einzige Mittel ist, die Arbeiter vor dem ganzen Volk zu freier Aussprache kommen zu lassen.

Reiße.

Karl Zentisch.



Emil Marriot.

Unter den Büchern von Emil Marriot ist ein kleines Bündchen mit Novellen, Etizzen und Feuilletons: „Thiergeschichten“ (1899)*. Es nimmt keinen besonderen Rang unter den Werken der Dichterin ein (Emil Marriot ist ein Pseudonym der österreichischen Schriftstellerin Emilie Mataja) und steht auch sonst, mit Ausnahme der ersten Geschichte, nicht gerade hoch. Im Ganzen macht es mehr ihrem Herzen als ihrem Geist Ehre. Schlecht und recht sind es kleine Arbeiten im Sinn des Thierschutzvereins, die dem Autor vermuthlich hier anders geschätzt werden als in der Kritik. Ich stelle es trotzdem voran, weil es von ihm aus möglich ist, gleich mitten hinein in das Problem dieser interessanten Schriftstellerin zu gelangen. An sich ist das Mitleid mit den Thieren eine sehr einseitige Ethik. Im Allgemeinen ist das Thier nicht klüger als der Mensch und auch nicht gerade sehr viel besser. Mit dem zartesten Mitleiden mit den Thieren und ihren Leiden verträgt sich die rücksichtsloseste Auffassung menschlicher Verhältnisse sehr wohl; und wir finden, daß gerade rauhe und harte Naturen manchmal sehr liebenswürdig gegen die Thiere sind. Das hat in der Hauptsache zwei Gründe. An der Grenze der Menschheit hat zunächst einmal auch unsere Moral ihre Grenzen. Wir richten die Thiere niemals, die wir doch die Menschen unerbittlich richten. Und dann stehen die Thiere außerhalb unserer Konkurrenz. Sie sind uns dienstbar oder zur Luft oder gänzlich aus unseren Bezirken verbannt. Wir bliden also nicht mit Neid auf sie; unser Ehrgeiz kreuzt nicht ihre Wege; wir wollen niemals mehr das Selbe, was sie wollen; wir kommen in keine gesellschaftlichen, geistigen, seelischen Konflikte mit ihnen. Sie sind uns ein Theil der Natur geworden, wir sehen fast interesselos auf ihr Leben herab und wir kennen so ziemlich die Grenzen ihres Geistes- und Seelenvermögens. Gerade diese ihre Begrenztheit macht sie uns so sympathisch. Sie können nie über sich hinaus und wollen es auch nicht, während der Mensch maßlos in seinem Begehren ist. Wir sehen ihre Ohnmacht, an der all unsere Kritik, Moral und selbst unsere Feindschaft scheitert, die sonst zwischen den Wesen gesetzt ist. Und eben ihre Ohnmacht wird der unerlöschliche Quell unseres Mitleidens und wir können ihren Jammer zarter und tiefer empfinden als sie selbst.

Ist das selbe oder ein ähnliches Verhältniß zu den Menschen auch möglich? Zu einem Theil gewiß, der unserem Herzen überdies noch besonders nah steht: zu den Kindern, wenn wir ihnen gegenüber uns auch bereits als Erzieher und Kritiker auf ein moralisches Maß einstellen. Im Uebrigen ist hier die Analogie noch ziemlich einfach. Sonst haben auch ritterlich gesinnte Männer ein ähnliches Verhältniß gegen die Frauen, obwohl in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern das Interesse schon zu elementar hervorbricht, als daß dieses Mitleiden der Distanz dauernd rein bleiben könnte.

In dem Roman „Caritas“ (1895), den ich auch nicht zu den starken Büchern der Marriot rechnen kann, wird Dies das Problem. Der Held, durch mütterlichen Wunsch und eigene Neigung zum Priester bestimmt, hat sich plötzlich entschlossen,

*) Sämmtliche Werke von Emil Marriot sind in der Grote'schen Verlagsbuchhandlung (in Berlin) erschienen.

das Priesterseminar zu verlassen, um ein schlicht beschcheidenes bürgerliches Leben zu führen. Seine erste Handlung, die wir mitansehen, ist, wie er sich während auf einen kleinen Burschen stürzt, der Schmetterlinge anspricht, und ihm alle Knochen zu zerbrechen droht. Das Mitleiden mit den Thieren hat seine Seele vollkommen gefangen genommen; seine Empörung über jede Grausamkeit und Unvernunft mit Thieren bringt ihn von Sinnes; und seiner Samariterthätigkeit für ein paar brutalisirte Wäule fällt sein Leben zum Opfer. Er hofft, daß einst auch für die Thiere der Messias kommen und uns ein neues Evangelium der Gerechtigkeit predigen werde, das die Thiere mit einbezieht und sie uns ehren läßt wie Unseresgleichen. Eine Idee, die auch die prächtige, im selben Jahr erschienene Novelle des Prinzen Emil zu Schönauß-Cavolath, „Der Heiland der Thiere“, besetzt. An seiner mangelnden Frömmigkeit gegen Gott und Gottes Geschöpfe liegt es also nicht, wenn Cornelius nicht Priester werden kann. Sein Glaube schwankt niemals; aber er kann die Menschen nicht lieben. Er hat kein anderes Verhältniß zu ihnen als das des Hochmuthes und der Ueberhebung. Gegen sie und ihre Schwächen ist er ohne Mitleid. „Und weder zu allen noch zu einem einzelnen hat er seelische Beziehungen. Auch das Weib macht ihn seinem hohen Verufe nicht abtrünnig. Und als er sich am Ende doch in ein Mädchen zu verlieben scheint, will dies Gefühl in seiner Seele nur schwer Wurzel fassen; und einer Aussprache, die sie einander nähern könnte, wird durch zwei gemaxterte Wäule jäh ein Ende bereitet.

Es ist nicht zufällig, daß dieser Held ein Priester ist. Der katholische Priester ist für Emil Marriot ein höherer Mensch; ihm hat sie ihren bedeutendsten Roman, „Der Geistliche Tod“, und einige ihrer besten Novellen gewidmet. Sollte der höhere Mensch, in dem diese Dichterin außer dem katholischen Priester höchstens noch den werththätigen hervorragenden Arzt, niemals den Künstler sieht, zu den gewöhnlichen Menschen nicht in das selbe Distanzverhältniß des Mitleidens kommen, in dem alle edleren Menschen zu den Thieren stehen? Sollte sie selbst, die Dichterin, nicht Welt und Menschen, namentlich die kleinbürgerliche Welt und deren Menschen, aus dieser Entwidlungserne betrachten können? Lohnt es denn, diese Menschen zu hassen oder gar mit ihnen zu konkurriren? Sind diese armen Menschen nicht eben so unseres Mitleides werth? Erniedrigen wir uns nicht, wenn wir mit ihnen nach den selben Zielen streben, sie beneiden und uns unseren Weg durch sie kreuzen lassen? Haben wir nöthig, hier noch zu richten, hier noch zu kämpfen?

Es war ein langer Weg, den die Marriot zurücklegen mußte, ehe sie die Dinge so anzusehen vermochte. Sie begann mit ein paar Romanen, in denen sie sehr scharf und auch durchaus richtig das kleinbürgerliche Leben Wiens darstellte. Setzt man für Cottage Thiergarten und für Ring Friedrichstraße, so könnten sie auch in Berlin spielen. Aber Wien ist das Milieu, in dem sie aufgewachsen ist, in dem sie sich wund gestoßen und milde geweint hat. Ihr Blick ist nicht ungetrübt, ihr Herz nicht weich und die Darstellung dieses Milieus keineswegs liebendwürdig. Ihre Welt ist auch nicht reich. Gewisse Gestalten und Konflikte kehren immer wieder; und ob das Buch die „Familie Hartenberg“ (1882) oder „Die Unzufriedenen“ (1888) heißt: es ist im Grunde der selbe Roman kleinbürgerlicher Familien von Beamten, Kaufleuten, Lehrerinnen, Künstlern, die ihre Töchter nicht verheirathen können und mit den niedrigsten Mitteln auf dem Markt bringen, die vor jedem Quartalsersten zittern, sich erniedrigen, verklumpen, selbst vor Verbrechen

nicht zurückhandern, einander ärgern und zu Grund gehen. Gewisse Motive ziehen sich durch all ihre Werke. Diese Welt ist aber tendenziös, mitunter sogar gehässig dargestellt. Manche Charakteristika sieht einer Klatscherei zum Verwechseln ähnlich. Eine gewisse säuerliche Moral macht sie wenig schmackhaft. Ramentliche die Geschlechtsgeoffinnen mit ihrer Heirathwuth und Buhlsucht, ihrer Eitelkeit und unwahren Würde kommen schlecht bei ihr fort. Selbst und besonders die Mütter, die Familienmütter, diese viel besungemen Helbinnen, die in der modernen Romanliteratur nie anders als pietätvoll dargestellt werden, sind bei der Marriot oft lieblose, eitle, selbstsüchtige, erbärmliche Geschöpfe. Trogdem fehlt es ihrer Darstellung der bürgerlichen Familie nicht an großen Intentionen. Sie sieht klar und spricht rückichtslos aus, daß dieses kleinbürgerliche Familienleben kein Segen, sondern oft ein Fluch ist, daß es die einzelnen Mitglieder in ihrer Individualität zerfrißt, sie demüthigt, ihre freie Entwicklung hemmt und für die hohen Opfer nur geringen Ertrag bietet. „Familie! Höre ich dieses fatale Wort schon wieder! Seit meiner ersten Jugend wird mir vorgesagt, daß ich eine Familie und darum schwere Pflichten habe.“ Das ist der Grundakkord von Emil Marriots erstem

Roman; und er ist niemals ganz verklungen. Dann modifizirt sie ihn: „Ein unharmonisches Familienleben ist wie eine böse, schleichende Krankheit; unaufhaltsam macht diese Krankheit ihren Weg durch all unsere Gefühle, zerstört die Eintracht, die Liebe, die Güte, untergräbt den Familienfinn und den Glauben an ein häusliches Glück, macht elend, in einem Wort: lieblos und ungerrecht.“ Ein unharmonisches Familienleben! Aber was macht ein Familienleben unharmonisch, wenn nicht der Zufall disharmonisirender Charaktere? Die Armut. „Ja, Armut! Du bist die Verführerin.“ Dies Lied tönt lauter und vernehmlicher im zweiten Roman. Aber die Dichterin war, als sie diese Bücher schrieb, noch gebannt von der kleinbürgerlichen Welt. Das macht diese Romane eng und klein. Sie hat zwar soziale Erkenntnisse, aber noch keine sozialen Perspektiven. Was nämlich versauert diese Art Familie? Welches ist ihre Krankheit? Daß sie einen Schein wahren muß, dem keine Wesenheit mehr entspricht. Emil Marriot sieht das bürgerliche Leben dort, wo es am Meisten bedroht ist, wo es von oben und von unten zerstoßen und zerwühlt wird, jenes kleinbürgerliche Milieu, wo man zwar längst zum Proletariat gehört, aber noch krampfhaft an den Ehren und Ansprüchen der bürgerlichen Welt festhält, wo man den Sprung noch nicht wagt in die zwar ungewisse, aber einzig befreiende Tiefe des vierten Standes, wo das Individuum wieder freier ist, wo es wieder Kämpfe und Ideale giebt. Es handelt sich also hier um das Milieu, wo sich der Klassen- und Interessenkampf in der häßlichsten Form abspielen muß. Hätte die Marriot nur ein Wenig die Perspektiven nach oben und nach unten geöffnet, dann wären diese Romane Gesellschaftsbilder von ganz anderer Weite geworden. All das Kleinliche konnte ihnen genommen werden; sie hätte dann die bürgerliche Welt dort gezeigt, wo das entscheidende Moment ihrer Entwicklung liegt.

Dieser Horizont öffnet sich nicht; auch später nicht. Deshalb behalten alle Romane und Erzählungen der Dichterin eine gewisse Gebundenheit. Denn es genügte nicht, zu diesen armen Opfern des Gesellschafts- und Wirtschaftskampfes von einem höheren Standpunkt herabzusehen. Eine stark geistige, literarisch oder künstlerisch befähigte Persönlichkeit kommt über die Dunstphäre der kleinbürgerlichen Welt am Ende schon hinaus, so sehr diese sie auch bannen will. Nur heißt, sie

überwinden, noch nicht, sie erklären. Wenn diese Persönlichkeit aber eine Frau ist, wird sie sich nicht befreit haben, ehe sie noch eine Klippe angefahren ist. Die eigentliche Gefahr höherer Erkenntniß wird für sie gewöhnlich der Kampf um den Mann. Denn hier ist sie keineswegs die besser Ausgestattete. Was den Mann an der Frau reizt, besitzt sie nicht oder hat sie in sich nur wenig entwickelt. Die schaffende Frau gehört ja schon halb zum männlichen Geschlechte. Zwei Wege hat sie; den einen wählt das Herz, den anderen der Verstand. Die Liebe will den Gegensatz. Folglich verlieben sich geistig starke, von Charakter männliche Frauen in die kleinen Wigerl, élégants, féminins. Und diese Liebe endet fast immer unglücklich und ist am Wenigsten appetitlich, wenn sie glimpflich ausgeht, wie in dem von der Verfasserin stark zusammengestrichenen Roman „Moderne Menschen“ (1894), wo die Liebe eine Art Besserungsanstalt für einen verfrachteten Schwächling wird. Eder der Verstand sucht den Gleichen, den Genossen, den an Charakter und Geist Verwandten; und dann erfährt die Frau das traurige Schicksal, eben nur als Geist und Charakter begrüßt zu werden, mit vollkommener Zurücksetzung des Weibes, dem dieser Geist und Charakter gehört. Denn der gleichgeartete Mann sucht ja in der Liebe wieder den Gegensatz und verliert sein Herz gewöhnlich an ein kleines, unbedeutendes, aber reizendes „Weibchen“. An diesem Grundinstinkt der Liebe müssen alle Gleichheitsbestrebungen immer wieder scheitern. Wie diese kleinen, unbedeutenden, reizenden „Weibchen“ bei der Marriot anschauen, von der Geschlechtsgefährtin aus dem Winkel des Liebeskampfes gesehen, braucht kaum erst geschildert zu werden. Sie sind eben so tendenziös ge- und vergehnet wie die kleinen Männlein, die hier Schicksal werden.

Am Ende erkennt sie noch zeitig genug selbst, daß diese Art, Welt und Menschen zu betrachten, weit ab von der Natur führt. Was ist denn auch an den vermeintlichen, genußsüchtigen Männlein gelegen, die wir in den „Unzufriedenen“, „Modernen Menschen“, der Novellenammlung „Die Starken und die Schwachen“ (1894) oder sonst bei ihr finden? Man kann begreifen, daß sie durch Erziehung, Schicksale, die Gesellschaft und die Frauen so wurden, wie sie sind, und nicht anders werden konnten. Aber diese kleinen reizenden „Weibchen“ mit ihrer „Weibchenliebe“, mit der Sicherheit ihres Mutter- und Fraueninstinktes, sollten sie nicht vielleicht den Absichten der Natur näher stehen als die Damen, die Schopenhauer lesen, Bücher schreiben und gegen Gott und die Welt revoltiren? Ist es noch möglich, mit ihnen zu wettsiefern? Ja; sie sind Wünsche und haben keine höheren Interessen, sind nicht im Stande, ihren Mann zu verstehen, wenn er höheren Lebensstrebungen folgt, sind ihm manchmal auch im Wege; und ihnen fehlt all Das, was die Schopenhauer lesende Dame vielleicht zu geben hat. Aber wenn dieses Vögelchen mit seinem Jungen sich verflattert und an der Schwelle der Zurückgewiesenen zusammenbricht, wenn Diese nur noch das unglückliche, verängstigte, elende Thierchen zu ihren Füßen sieht, dann schwingt die Caritas ihrer Seele plötzlich die Flügel und drückt die gestern noch um ihr Glück Beneidete mit ihres Mitleides verstehender Liebe zu. Und sie begreift zu spät, daß es hier nichts zu beneiden giebt, es sei denn das Glück eines Zustandes, den man geistig schon hinter sich hat. Unendliches Mitleid, das alle anderen Gefühle in sich aufgefogen hat, senkt sich nur auf die begrenzte, unfreie, gejaugene Menschheit dieses armen Weibchens. Man kann wieder so interesselos diesem Leide gegenüber stehen wie dem Leide der Thierheit.

Das ist der interessante Prozeß in der Heldin des letzten Romans, „Mensch-

lichkeit* (1902). Wir haben hier den höheren und den niederen Typus Mann und Weib, Züftinktliche und Freundschaft, Verrath und Gleichgiltigkeit, Aberglauben und Vorurtheillosigkeit. Aber das Alles ist nur Voraussetzung für die Entwicklung der Heldin und nicht immer sehr glücklich, auch nicht in der Charakterzeichnung und Handlung. Die Schwächen und Kompositionfehler dieses Romans sind eben bedingt durch seine Idee, die stark, aber nicht frei genug durchbricht. Was alle höheren Ideen von Menschlichkeit! Was aller Geist und Kampf! Am Ende beherrscht das verwundete Thierchen die Szene und das Mitleid überwiegt Liebe und Freundschaft. Plötzlich sind all die kleinen Eitelkeiten und persönlichen Kümernisse der Heldin untergegangen in den Flammen jenes ausbrechenden mächtigen Gefühls, das namentlich den Schluß dieses Romans stark und bewegend macht und mit gewaltigem Schwung alle Gestalten in eine höhere Sphäre hineinzieht. Das heißt endlich, den Menschen aus der Distanz sehen, aus der wir das Thier sehen. Und hier liegt auch die Rechtfertigung jener höher beanlagten Frauen in Bezug auf die Liebe, eben der Triumph ihrer Liebe, die, besiegt, als Mitleiden wieder aufersteht.

Damit Solches geschehen kann, muß sowohl der Gegenstand der Liebe, also in diesem Fall der Mann, als der Gegenstand des Reibes, der Freundschaft, nämlich das Weib, aus dem Kreis der Heldin herausfallen, in ein tieferes Reich der Menschlichkeit und Gesellschaft versinken. Dann fließen Liebe und Mitleid in jener höheren Caritas zusammen. Manchmal Komplizieren und verwirren sich diese Liebesmotive. Das ergibt den Doppel-Roman „Seine Gottheit“ (1896) und „Auferstehung“ (1898). Jenes ist der Roman zweier Menschen, die eigentlich ganz verschiedenen Welten angehören, einander nur zufällig einmal begegnen und das Problem der Todfeindschaft der Geschlechter auf eigene Weise darstellen, die, indem sie einander betonen, wieder weltentweit auseinanderfallen. Er ist Arzt, Materialist, Proletarier, der den Schmutz seiner Abstammung ein ganzes Leben lang mit sich schleppt, roher und gewalthätiger Genußmensch. Seine Gottheit ist die Natur, die allgewaltige, seine Religion eine Art naturalistischen Fatalismus. Die Natur kann sich nicht irren; in der Liebe führt sie ja die Menschen erst ihrer höheren Bestimmung entgegen. Die Liebe trägt ihre Rechtfertigung in sich selbst und deshalb hält er, wahnsinnig vor Verlangen und fest überzeugt von der Richtigkeit der Wahl seines Herzens, an dieser Liebe fest, was immer auch warnt und wie sehr sie ihn auch demüthigt. Das Mädchen aber hat sich nur aus Dankbarkeit und Pflicht ihm verlobt, weil er die Schwester gerettet hatte. Sonst giebt es keinerlei Gemeinschaft zwischen diesen sonderbaren Brautleuten. Sie ist eine Sensitive, eine religiöse Schwärmerin und nicht für diese Welt und die Liebe bestimmt. Am Wenigsten für seine Welt und seine Liebe. Seine Roheit entfremdet sie nur mehr und mehr von ihm, die Roheit seines Begehrens wie seiner Manieren und nicht zuletzt seiner Weltanschauung. Der Haß der Verzweiflung bemächtigt sich ihrer, als sie zufällig erfährt, daß er Thiere viviseziert, worin sie gewissermaßen eine Auflehnung gegen Gott selbst erblickt. Weder ihre Erdnärmigkeit noch ihre Thierliebe verträgt es, sich von einem Ranne berühren zu lassen, dessen Hände in den zuckenden Leibern lebendiger Wesen gewühlt haben, um einer Wissenschaft willen, die ihr so fremd und gleichgiltig ist wie ihm ihr Glaube. Und diese Verbrennung um Liebe entwickelt sich zu einem Kampf um ihren Gott, dem er sie nach und nach entreißen will und nach und nach überlassen muß. Auf dem Grunde ihrer Seele glimmen noch die

letzten Funken einer Mädchenliebe zu einem frommen Knaben, der Missionar werden wollte und für seinen Gott in fernen Landen gefallen ist. Auch sie wollte sich einst opfern, war aber nicht stark genug. Dennoch hat sie die Beziehungen zu dieser Welt niemals aufgegeben. Hierhin rettet sie sich vor seiner brutalen Liebe. Und eine der stärksten Szenen des Romans wird, wie er die Glücklichste in eine Kirche verfolgt, um sie ihrem Gott mit Gewalt zu rauben. Und er läßt nicht ab, sie zu verfolgen, als sie ihn längst aufgegeben hat. Unter dem Kreuz am Felsen findet er sie, um sie zu ermorden, noch im Tode durch ihren Gott von ihm getrennt, von ihrem Gott besiegt. Diese Szenen sind bei aller Höhe der Vorgänge doch von unvergänglichem Eindruck durch die weiten Perspektiven, die hier in der Liebe der Kampf der Welten und Weltanschauungen, der Naturen und Gesellschaftskreise und vor Allem der Geschlechter selbst eröffnet, aber auch, wie in der „Menschlichkeit“, durch das Hervorbrechen jener großen Miferikordia, die ihre Helden und Lieblinge erst tief hinunterstoßen muß in das Elend und die Verzweiflung, um die Schatten einer höheren Liebe über sie auszubreiten. Bei der Marriot handelt es sich, auch wo sie sensationell scheint, niemals allein um grobe Effekte und sogenannte spannende Handlung, sondern um die Herstellung der Distanz, die sie zu ihren Helden einnehmen muß, um auch ihr Herz für sie sprechen zu lassen. Ihre Lust am Sensationellen, die wir in jedem Roman verfolgen können, ist weiter nichts als ein wuchtiger Anlauf, die Moral in der Betrachtung ihrer Helden und Handlungen zu überrumpeln und sich und uns ihren Tragödien mit der Ueberlegenheit folgen zu lassen, mit der wir den Leiden und Qualen von Kindern und Thieren bewohnen. Moral! Verbrechen! Jeder ist in seiner Gebundenheit auf eine gewisse Bahn gewiesen, die er zu Ende laufen muß, vernichtend, was ihn aufhalten will; und schließlich bricht er selbst zusammen. Es ist die große Willens- tragödie, die sie bei Schopenhauer begriffen hat und die sie durch ihre Romane zu veranschaulichen sucht. Eben das Sensationelle errettet sie oft noch vor einer kleinen Moral- tendenz und erhebt ihre Romane auf eine höhere Stufe des Lebens. Ihre Schwächen liegen vielmehr in der Motivierung und auch darin, daß sie die Grundideen, so bestimmt sie ihr auch vor der Seele stehen, doch nicht immer klar und rein genug herausarbeitet. Viele Einzelheiten, die in ihren Büchern eine Bedeutung gewinnen, kennt sie auch nicht aus eigener Anschauung. Und dann sind es oft nicht nur die Moralen, sondern auch die Ideen ihrer Erzählungen, die im Mitleid ertrinken.

Die Heldin, diese Braut Gottes, die nur aus Versehen eines Mannes Braut geworden ist, hinterläßt eine Wichte, ein etwas überspannt emanzipirtes Mädchen, das im Schatten dieses Ereignisses heranwächst. Nichts charakteristischer für unsere Dichterin als diese Fortsetzung des Romans. Der unglückliche Mann im Juchthaus, verbohmt, zertreten, in eine niedere Klasse geworfen und plötzlich durch einen Gnadenakt nach fünfzehn Jahren wieder der menschlichen Gemeinschaft zurückgegeben, die ihn aber meidet wie einen Ausfägigen. Dieser Mann nun, das Schicksal der Familie, im geistigen Sinn mehr Mann als irgend ein männlicher Vertreter dieser Familie und doch nicht mehr Mann in dem gesellschaftlichen Sinn, daß er dem Herzen eines Mädchens ihrer Gesellschaftsklasse gefährlich werden könnte, beschäftigt die Heldin dieses Buches von Kindheit an. Perverse Bewunderung und tiefes Mitleid zugleich erfüllt sie für den Ausgezeichneten und verführt sie zu einer Reihe von Thorheiten, bis sich ihre Gefühle zu verwirren beginnen. Sie

allein hat eine Ahnung davon, daß in einem höheren Sinn die Ermordete nicht weniger schuldig war und der Mörder eben so unter seinem Fatum gestanden hat wie das Opfer, das er mordete. Interessant ist in diesem Roman eine gewisse herbe Resignation der Darstellung. Im Uebrigen ist er nicht bedeutend. Seine Vorgehensweise ist sogar recht unwahrscheinlich; und man sieht hier, wie so oft bei der Marriot, in den Voraussetzungen und in der Komposition dadurch Fehler und Brüche entstehen, daß sie schwer über einen für sie charakteristischen Zwiespalt zwischen Konventionellem und Ungewöhnlichem hinauskommt. Ihre stark geistigen oder vorurtheillosen Heldinnen bekommen fast alle leicht einen phylisterösen, moralisierenden Beigeschmack; und wenn gar, wie hier, ein tragischer Abschluß vermieden wird, dann bewirken sie einen nicht ganz ungefährlichen Abstrich auf die Wege der Banalität. Das war um so bedauerlicher, weil sie sich damit eine ihrer größten Intentionen verdorben hat. Denn gerade hier sollte die Liebe und der Glaube wieder auferstehen als Mitleid, das sich dann abermals in Liebe verwirren muß. Doch der Schatten der Vergangenheit, der über Beiden schwebt, der Geist der Ermordeten steht zwischen ihnen und die Liebe wird ein Kampf gegen Vergangenheit und Schuld. Aber zum Schluß fällt gewissermaßen Alles in sich selbst zusammen. Die Welt geht die Bahnen ihrer Spießerlosigkeit ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. Hier, wie so oft, ein Schritt auf dem Wege zur Ueberwindung niedriger Leidenschaften und Schicksale. Aber noch lange keine Befreiung.

Die Marriot müßte kein Weib sein, wenn sie nicht das Verhältniß der Geschlechter und die besonderen Schicksale der Frau in der Ehe in mehreren Werken behandelt hätte. Von der läppischen Tendenzschriftstellerei gewisser Damen ist sie völlig frei. Männlichen Geistes und mit ausgesprochener Bewunderung für hervorragende und tüchtige Naturen, schon in Folge eines angeborenen sozialen Instinktes für alles Nützliche und Gesunde, nimmt sie sogar Partei gegen ihr eigenes Geschlecht. Tief haben die Ideen der Frauenemanzipation bei ihr offenbar nie geessen. Schon aus ihrer religiösen Anschauung heraus ist ihr der Vertreter höherer Menschlichkeit immer der Mann. Doch von einer anderen Frauenschwäche ist sie nicht frei: der moralistischen Behandlung vieler Männerprobleme. So spielen namentlich die Künstler bei ihr keine beneidenswerthe Rolle. Sie sieht die in der Gesellschaft glänzenden Männer gar zu sehr aus der Perspektive der Frauen (richtiger: sogar der Familienmoral). Der Mangel an Enthaltensamkeit, besonders in erotischen, Leidenschaft, Untreue, Eitelkeit, der Umgang mit geistig oder moralisch minderwerthigen Weiblein macht sie ihr sehr verächtlich. Und wenn auch in vielen Fällen ihre Beurtheilung durchaus nicht ungerecht ist — ein gewisser Gerechtigkeits- und Wahrheits-eifer gehört ja zum Charakter dieser Schriftstellerin —, so ist doch schon die Wahl dieser Art von Helden und ihre moralische Werthung an sich selbst ein Zeichen großer Unfreiheit, menschliche Dinge menschlich zu sehen und zu begreifen. Auch hier sind ihre Horizonte noch überall umstellt. Jrgendwo ist immer eine Wand, durch die sie nicht hindurch kann, die sie beengt. Und weil sie es fühlt und gegen die Mauer anrennt, wird sie, genau wie bei der Behandlung der Familienprobleme, erst recht unfrei und gefangen.

Bei ihr sieht das Geschlechts- und Eheproblem ganz anders aus als bei anderen Frauen. Mann und Frau sind eigentlich, wie wir schon im Roman „Seine Gottheit“ beobachten konnten, zwei ganz verschiedene Sorten von Thieren,

die einander gar nicht verstehen können, nicht einmal in den höheren Regionen der Geistesfreundschaft. Jedes lebt in seiner besonderen Gemüthsphäre. Die Tragik der Heldinnen aber wird, daß sie als die schwächeren, abhängigeren, unwissenden aus ihrer Sphäre herausgeschleudert werden und sich in einer ihnen ganz fremden Welt verbluten müssen. So in dem sehr schön erzählten und gut aufgebauten Roman „Junge Ehe“ (1897). Außerlich hat das Verhältniß der beiden Eheleute eine gewisse Verwandtschaft mit dem der Brautleute in „Seine Gottheit“. Der Mann ist hier wieder Arzt, weniger roh, kein Proletarier, aber eben so rücksichtsloser Genußmensch. Das gesellschaftliche Verhältniß ist hier beinahe umgekehrt, doch die Kluft ist nicht so groß und der Konflikt spielt sich vielmehr im Geschlechtlichen selber ab. In der Liebe ist ja der Mann immer gewaltthätig. Das vermag die Heldin dieses Romans nicht zu verstehen. Eine trauhafte Angst vor dem männlichen Eroberer und das Entsetzen vor dem Letzten in der Liebe treibt sie aus dem Paradies des Glückes hinaus. Dies Paar entfernt sich erst in der Ehe grundtieflich von einander. Natürlich sucht der Mann Trost bei anderen Frauen. Und Das versteht diese Frau erst gar nicht. So wird ihr Zusammenleben ein Unsegen für Beide, obwohl sonst alle Garantien des Glückes gegeben sind. Problem: der Mann, der erobern muß, und das Weib, das zusammen-schaudert und sich in sich selbst verschließt, wenn man es anrührt, und das den Mann dann zur Verzweiflung bringt. Ein Krankheitproblem, wenigstens für das Weib: ein Zustand der weiblichen Psyche, der in Folge von Erziehung, Moral, gesellschaftlichen Vorurtheilen, Tradition, Standesüberhebung und Seelenverfeinerung zum unveränderlichen Charakter wird. Das hyperästhetische, vermoralisirte und geschlechtlich neutralisirte, weil isolirte Mädchen, das Schaden an seiner Seele leiden muß, weil es mit einer Veränderung des Zustandes eine Veränderung des Charakters erfahren soll. Das Weib, das, um den Zustand und mit ihm seinen Charakter zu erhalten, sich in religiöse Mystik, Moral, Familie, Frauenstolz, geistiges Leben flüchtet und den Mann dadurch nur um so mehr reizt, zumal wenn er das Novum des Widerstandes nicht begreifen will oder kann. So weit ist Alles gut gekehrt und tief gefaßt. Nur mußte das Krankhafte auch als krankhaft dargestellt werden und die Verfasserin durfte sich niemals auf die Moral und Natur ihrer Heldin einstellen, was sie hier viel entschiedener that als im Roman „Seine Gottheit“. Und endlich mußte auch dieses Werk tragisch enden. Die Mar-riot, die doch sonst ziemlich konsequent im Denken und Dichten ist, scheut oft vor der letzten Tragik zurück; dadurch erhalten ihre Romane erst recht den Charakter engherziger moralischer Betrachtungen. Gerade weil sie das Tragische abbiegt, ist sie philistrid und aus einem Naturereigniß wird eine moralische Predigt. Sie geht immer sehr energisch bis zu einem gewissen Punkt und sinkt dann wieder in das Philistrium zurück, aus dem sie sich befreien wollte und bereits erhoben hat.

Anders liegt der Fall, wenn zu der natürlichen Schre des Mädchens vor dem Manne noch Widerwille zu diesem bestimmten Manne oder Liebe zu einem anderen Manne kommt, wie in dem Schauspiel „Gretes Glück“ (1897). Hier ist mit dem Liebes- das Familienproblem gemeint. Die Heldin wieder eine Sensitive, in ehelicher Gemeinschaft mit einem ordinären Mann von gemeiner Sinnlichkeit, für den die zarte, unerweckte Keuschheit seines Weibes nur ein neues erotisches Stimulans bedeutet. In niedrigem Egoismus und in drückender Noth hat ihre

Familie sie in die glänzende Versorgung hineinintriguiert. Die Liebe zu ihrem Pflegebruder, der übrigens wieder Arzt ist, mußte sie gewaltsam unterdrücken. Das Resultat ist diese Ehe: Gretes Glück. Die Milieuschilderung der Familie im ersten Akt, die Enthüllung der Ehe im zweiten, die sehr geschickte Exposition und die sehr übersichtliche Komposition des ganzen Dramas weist dem Schauspiel in der realistischen Dramenliteratur der neunziger Jahre einen ziemlich hohen Rang an. Leider ist es durch den Schluß, die sich aufgetragene Tendenz und die gänzlich unwahre Art, wie sich die Katastrophe vorbereitet, verdorben. Diese Schädigung ist aus der ganzen Dichtungswiese der Marriot leicht zu erklären. Denn vermuthlich hat auch dieses Drama einmal als Roman vor ihrem Geiste gestanden. Und in diesem Roman wäre, was zwischen dem zweiten und dritten Akt liegt, wahrscheinlich das stärkste Kapitel geworden. Ganz zum Schluß stumpft sich ihre Problematik fast noch mehr ab als ihre Tragik. Aber unmittelbar vor diesem Schluß kommt ihr Dichternaturrell höchst bedeutsam heraus. Zwischen diesen beiden Akten liegt Gretes Flucht aus ihrem ehelichen Glück. Diese Flucht hätte uns die Dichterin vermuthlich eben so packend geschildert wie die entsprechenden Szenen in ihren Romanen; mit dem verhaltenen Pathos, das uns in diese Kämpfe und Schicksale hineindrängt und sie uns miterleben läßt. Hier ist ihre innere und äußere Welt auch fast immer von harter Plastik. Auch in „Gretes Glück“ wieder das selbe Schauspiel: eine Seele aus ihrer Welt geschleudert, fremdem Willen, feindlichem Schicksal preisgegeben, ohnmächtig verzweifend, ohne Macht und Möglichkeit, eine Lösung, einen Ausweg, ein Wort zu finden, gebannt wie ein schuldlos Thierchen unter dem Blick der Schlange, die es gleich töten und verschlingen wird und nur manchmal wider Erwarten und Natur nicht tötet und verschlingt. Es sind fast immer die Momente, wo sich die eingefangene oder verfolgte Frauenseele zum letzten Mal vor ihrem Schicksal zu flüchten versucht und gerade in ihr Schicksal hineintrennt. Es ist eben stets der Augenaufschlag der Caritas zur Creatur, des Mitleidens, das die eigentliche Muße dieser Dichterin ist. In dem Drama mußte das Hauptkapitel überschlagen werden; und so wirkt denn der Schluß um so brutaler und unkünstlerischer, weil er innerlich ungenügend vorbereitet ist. Trotzdem war die Kritik sehr ungerecht gegen das Stück, als es vor Jahren auf der freien Bühne gespielt wurde. Wenn auch die Stücke der Marriot große Mängel haben und besonders das unkünstlerische Hervortreten der Tendenz zu tadeln ist, viel mehr noch als in diesem Schauspiel in dem Sittenbild „Der Heirathsmarkt (1895), so hat sie doch ganz unverkennbare Fähigkeiten für das Drama, besonders auch durch die resolute Art der Komposition und Darstellung, die starke Szenen und Konflikte kräftig hervortreibt. Wir sind aber wahrlich nicht so reich an tüchtigen Bühnenschriftstellern, daß wir nöthig hätten, ein Talent wie die Marriot abzuweisen. Neben den vom Erfolg gekrönten Stücken kann bei allen Fehlern „Gretes Glück“ noch immer bestehen. Ich habe es zur Zeit seiner Erscheinung ein weibliches Seitenstück zu Ibsens „Wespenstern“ genannt und wüßte noch heute nicht, so klein auch hier die Perspektiven sind, besonders an Ibsen gemessen, welches andere deutsche Mitleidstück dem norwegischen in den dramatischen Absichten so nah käme wie dieses, das wirklich eine anständigere Behandlung verdient hätte.

Ein harter Erdenrest, eine gesellschaftliche Schwere haftet allen Arbeiten der Marriot an. Und immer doch dieser Drang, über die Enge der kleinbürgerlichen Welt hinauszukommen auf ein Gebiet, wo die Aussicht offen ist, wo es höhere

Menschen, große Ziele, wo es Freiheit giebt von Alledem, was hier den Blick bannet. Diese Sehnsucht begleitet die Dichterin ihr ganzes Leben lang; sie ist ihre geheime Gottheit, die unter den Tragödien zertretenen Menschenglädies geduckt lauert und die

den Opfern sie zutrübschreut. Das war der große Wahn, unter dem sie bisher dichtete.

Aber da sie nicht über sich hinauskonnte, ließ sie eine hintere Thür ein und rettete sich und ihre Freiheitsehnsucht in die katholische Kirche. Auch hier eine große, weite, Welt umspannende Macht, Menschen, die Menschliches hinter sich gelassen. Auch hier war eine Freiheit, verglichen mit der Enge des bürgerlichen Familienlebens. Der Priester wird ihr Held; seine Tragödien, die er selbst erlebt und die er erleben läßt, sind der Inhalt mehrerer Romane und Erzählungen. Er wandelt über den Pfaden der Menschheit, ist befreit von Sorgen und Familie, von ihren Kämpfen und Konflikten. An diesen hehren Gestalten der Gesellschaft zerbrechen die kleinen Leidenschaften; nichts Niederes kann an sie heran, wenn sie rein sind und ihren Zielen entgegengehen. Natürlich ist das Weib, das zu ihnen hinan will, das den Mann im Priester will. Diesem Problem und Kampf sind einige der besten Erzählungen der Marriot gewidmet, besonders die drei: „Astele“, „Anathema sit“, „Johannes“ in den „Novellen“ (1887). Die beiden ersten enden mit einem Höllensturz Derer, die sich in Bosheit und Schwäche mit ihrem Geschlecht am Priester veründigten. Es sind diejenigen Arbeiten der Marriot, die Perspektive haben, Höllensperspektive in die Abgründe des weiblichen Herzens, mit der sie ein Wenig an die trübsüchtigen Geschichten Barbey d'Aurevillies erinnern.

Das berühmteste Werk der Dichterin ist „Der Geistliche Tod“ (1884). Es behandelt die Menschheit-Enttäuschung des Priesters, der früh ahnt und zu spät begreift, daß er kein geborener Priester ist, daß er mit seinen menschlichen Schwächen an einer der untersten Stufen der Kirche zusammenbrechen wird, weil sein Herz an der Forderung des Coelibates sich verbluten muß. Sein Schicksal, so ergreifend es ist, enthält doch keinerlei Anklage oder Tendenz gegen die Kirche und deren Satzungen. In seinem Freunde Joachim ist ihm sehr glücklich das Gegenbild eines wahren Priesters und Dieners der Kirche entgegengestellt, der niemals mit den niederen Menschlichkeiten in Konflikt kommt und seinen Weg ruhig und sicher geht. Wie die meisten Priester bei der Marriot, sehen wir ihn zum Schluß die Stufen zum Ruhm und zur Macht emporsteigen. Er ist der wahre Held des Romans, so weit es sich um dessen Idee handelt. Der Held ihres Herzens aber ist natürlich der unglückselige Hartek, dessen physischen und seelischen Untergang wir miterleben. Dieser Roman, der Licht und Schatten nach allen Seiten hin gleichmäßig vertheilt, der ohne Verbitterung geschrieben ist, ruhig und sicher sich aufröhlt, hat auch noch den Vorzug vor allen andern Romanen der Dichterin, daß er mit der größeren Plastik vor unseren Augen steht. Das düstere, rauhe, ungejundete Gebirgsdorf Kestien, in das Hartek verbannt wird und das wir zuerst mit den Augen des von ihm geliebten Mädchens sehen, dieser Ort des Schreckens für den schwächlichen Priester, dessen Grab wir betreten, noch ehe er selbst in seine neue Gemeinde eingezogen, dies Stück Landschaft werden wir nicht mehr los, wenn wir es erst einmal kennen gelernt haben. Eine große Naturschilderin ist die Marriot sonst nicht; selten spielt die Natur in ihre Geschichten hinein und auch dann ist sie gewöhnlich mehr dekorativ gedacht. Auch hier ist es nicht gerade die Natur für sich,

die uns fesselt, sondern das Mitleiden selbst bannt uns an diesen Ort, um uns das letzte Kapitel eines traurigen Romans in allen schrecklichen Einzelheiten miterleben zu lassen. Die Dichterin wendet hier, wie in der „Aftese“, in „Seine Gottheit“, das sehr einfache Kunstmittel an, uns die inneren Vorgänge ihrer Helden weniger zu schildern, als an ihren Folgen mit Schauder oder Wehmuth selbst erleben zu lassen. Dadurch allein bekommen viele ihrer Kapitel und Schicksale Tiefe und Wirkung. Es macht gerade diesen Roman ganz besonders stark und ist das große Geheimniß, das sie, abgesehen von einer gewissen Herklichkeit der Darstellung, von aller Sentimentalität freihält.

Das war der eine Weg, über sich selbst hinauszukommen. Aber es kann der letzte unserer Dichterin nicht sein. Sie muß sich auch noch vorn hin freimachen können. Das große Problem, das dem Priester in „Caritas“ zum Straucheln bringt, liegt auch zu ihren Füßen noch unüberwunden; ein lauerndes Verhängniß. Das Mitleid mit den unteren Wesen ist nicht die höchste und letzte Tugend des Künstlers, denn es ruft rückwärts. Es öffnet die Herzen und die Augen für Das, was hinter und um uns liegt, aber es sprengt nicht die Thore der Zukunft und löst kein Problem, mit dem gerade wir zu ringen haben. Ja, es hindert uns sogar, unsere eigene Welt zu verstehen und unsere Wege zu gehen.

Emil Marriot gehört, wie es bisher scheint, nicht zu den reichen Naturen; und gerade für sie war ihre Mitleidsmoral nicht ungefährlich. Ueber all ihren Büchern liegt eine herbe Resignation. Die giebt ihnen wohl eine eigene Stimmung, aber das Innerste bleibt ungelöst. Jener Unterstrom der Poesie, jene Lyrik und musikalische Stimmung, auf der die Dichtung, ob Epos oder Drama, daherschwimmt, ist bei ihr niemals recht aufgetaucht. Vieles hat sie in sich überwunden; die Schroffheiten und Unebenheiten der Darstellung und des Stils hat die Reife in sich ausgeglichen. Ihre Werke zeugen von ernster Arbeit, von sittlicher Kraft und vielem bitteren Weh und schmerzlichem Verzicht, Verzicht selbst auf die kleineren Gaben des Glückes, auf Freuden, die der Niedere als selbstverständlich hinnimmt und genießt. Entjagen hat sie das Schicksal gelehrt, das manchen Menschen, oft dem Besten und Begabtesten, jeden Glücksschimmer neidet. Es klingt fast wie ein schweremüthiges Selbstbekenntniß, wenn es von der menschlich durchaus nicht bedeutenden Heldin des Romans, „Junge Ehe“ am Schluß heißt: „Ihm, dem Starken, Harten, Selbstgenüßten, das Glück und ihr die Resignation. Das Glück ist nun einmal nicht für die Guten und Selbstlosen geschaffen worden. Denen steht es nicht zu Gesicht. Und willig nahm sie ihr Kreuz auf sich, um es geduldig zu tragen, bis ans Ende.“ Wo solche Erkenntniß mehr ist als ein Entwicklungsmoment, wird sie zur Hemmung. Ueber diese Etappe kommen gerade die begabten Frauen oft nicht hinaus; und die Marriot hat sich in diese Ethik verkniet, in der sie unmittelbar von Schopenhauer ausgeht. Aber wenn man erst resigniren kann, muß man auch noch verachten können. Ihr stärkstes Buch und ihr erlösendes Wort wird sie uns dann geben, wenn sie auch mit der Resignation und dem Mitleiden fertig geworden ist.

Leo Berg.



Ihr Schwur.

Sie war ein Dichter mit einem Christuskopf, ästhetisch hager; er hatte viel geliebt. Sie war ein blondes, süßes Ding von achtzehn Jahren und betete ihn an. Nicht, weil er zufällig wirklich ein Genie war. Das verstand sie nicht. Sie kannte das Wort früher nicht einmal und wunderte sich, wie oft es gebrauchte. Sie lernte seine Verse, in denen manchmal Ewigkeitsgehalt war, nur auswendig, eben weil es seine Verse waren. Und wenn sie ihm die dann abends, auf seinen Knien sitzend, vorsprach, mit ihrem athemlosen Stimmchen und in der Volkschulbetonung, die, unbekümmert um den Sinn, alle Rhythmen richtig abhebt, da konnte er lächeln wie über nichts sonst. Und sie freute sich, wie seine Zähne dabei in dem seltsam schönen Mund schimmerten, der so roth wie eine Mohublume war, fand sie, eine Mohublume, auf die der Mond durchs Fenster sah und sich auch freute.

Außerdem betrog sie ihn. Er schob das Sinnen über diese Möglichkeit von sich. Man ist entweder ein Dichter oder ein anständiger Mensch, dachte er. Beides verträgt sich nicht; und er wollte ein Dichter sein. Sie hatte ihm gesagt, daß sie den Anderen, Den von vorher, den er nicht kannte, nicht mehr sehe. Er glaubte es auch manchmal. Uebrigens — Das hatte sie erzählt —: Seidenwaaren en gros! Damit war ein Mensch in seinen Augen erledigt. Daß ihr nicht schwindelte nach diesem Aufstieg zu ihm, der ein Dichter war!

Und sie liebte ihn. Sie liebte ihn wirklich. Ihr war es ein Opfer, daß sie ihn betrogen mußte. Sie war oft so verzweifelt darum. Aber er wollte, daß sie seine, lauslose Schuhe und echte gelbe Nadeln in den blonden Böpfen und weiche Kleider trage; und sie selber war nun auch daran gewöhnt. Und er war arm; ich sagte schon, daß er ein Dichter war. Und der Andere gab gern, obwohl er reich war. Und viel Liebe verlangte er nicht. Er lachte nur, mit seinem jatten, bartlosen Backen, wenn sie den gebogenen Arm vor ihr Gesicht hielt. Höchstens ihr Haar sollte er küssen. Er sah, wie sie sich zu ihm zwang. Das reizte ihn und gab ihm ein Gefühl von Macht. Ihm war es toute même chose — er war nicht umsonst alljährlich in Lyon und er sprach gern Französisch, auch zu sich selber —, als er einmal mit dem Anderen, den er ohnehin mitterte, zusammenstieß. Sonderbarer Geschmach, dachte er achselzuckend. Das war Alles.

Nur der Dichter erschraf. Ehrlicher Zorn und Ekel quoll in ihm hoch, Scham beinahe. Es war viel Edles in ihm, um das er nicht wußte und nicht wissen wollte. Es störte meistens nur. Bourgeois nannte er solche Gefühle; mit dem härtesten Worte der Beurtheilung, das er kannte. Er sah sie an und sie fühlte gequält das Dunkel in seinen Augenwinkeln noch blauer und drohender werden; es war, als rüßten die tiefen, schwarzumschatteten Augen noch näher zusammen. Und sie standen schon ganz nah, seltsam nah bei einander, weil die Nasenwurzel so schmal und durchsichtig fein war.

„Wui Teufel!“ sagte er. Es war gar nicht poetisch und gar nicht genial, aber er sagte so und wiederholte es, als ob es ihm gefiele: „Wui Teufel!“

Sie konnte nichts sagen, nichts; sie war wie betäubt, als er plötzlich vor

ihr stand. Als sein Wort sie erweckte, schickte sie nur ihre großen, hellen Augen fassungslos und klagend zu ihm, als geschehe ihr das bitterste Unrecht mit seinem Blick und Ton. Der Schleier von Dummheit und Hilflosigkeit, der immer über ihrem Gesichtchen lag, breitete sich dichter noch als sonst darüber aus und machte es ergreifend lieblich. Dann quoll ein Schluchzen hoch, tief aus der Brust geholt und lang gezogen: „Es ist ja gar nicht wahr. Das glaubst Du? Das?“

Er hatte nichts gesagt.

„Ich liebe Dich doch!“ Und sie nestelte mit zitternden, unbefehrten Fingern an den Druckknöpfen ihres Kleides, die nicht in einander greifen wollten.

Er sah sie noch einmal an und mühte sich, die Verachtung einer Welt in seine berühmten Augen zu legen. Dann grüßte er die hageren, seinen Schultern und machte die Thür leise, fest hinter sich zu. Er liebte keine Szenen und haßte Geränusch. Er ging und sprach auch leise, wenn er sich herabließ, zu sprechen.

Das war aus. Schade; sie war so schön eben mit der fliegenden Röthe auf dem verwirrten Gesicht und dem gewählten Haar. Aber es ging doch nicht. Trotz Seidenwaaren en gros. Das war man sich doch schuldig; wenn man es wußte.

Alle Tage bekam er jetzt Briefe. Morgens einen, mittags einen, abends einen; manchmal zwei mit der selben Post. Er rührte sich nicht, las aber gewissenhaft täglich das Selbe: „Erbarme Dich! Ein Wort sage mir, ein einziges Wort. Bloß das Schweigen nicht. Das halte ich nicht aus. Es ist ja nicht wahr! Ich liebe Dich doch. Und der Mensch, den ich hasse, war doch nur hier, weil ich der Emmy was bestellen sollte, die böse mit ihm ist, wo sie ganz Recht hat. Die kennt ihn genau; ich kenne ihn ja überhaupt im Geringsten gar nicht. Ich habe ihn zum ersten Mal gesehen. Das schwöre ich Dir. Und wie er endlich im Raussgehen war, habe ich mich gerade schön machen wollen für Dich. Hast Du Das nicht gemerkt? Denk doch, er hat keinen Bart, wo ich Dich doch am Meisten um Deinen spizen, langen Bart so liebe. Wie kannst Du bloß denken, man läßt sich küssen, wenn ein Mann nicht mal einen Bart hat und bid ist und ganz blond auch um die Augen! Das mußt Du doch einsehen. Bitte, bitte: komm wieder zu mir! Sag', daß Du mir glaubst, und daß Du mich wieder lieben willst und daß ich wieder Deine Zähne küssen darf, bis es wehthut, und daß ich alle vielen Thränen bei Dir weinen darf und nicht so allein.“ „Schlafen kann ich nie mehr; bloß weinen. Und dann ist das Kissen so naß noch früh, wenn ich aufwache, weil der Becker geht, der nach dem Beden immer eine halbe Stunde lang „Letzte Rose“ spielt, und dann weine ich noch mehr. Ich bin überhaupt auch so eine letzte Rose, die einsam verblüht. Du läßt mich ja nicht zu Dir. Deine Wirthin sagt immer, Du bist nicht zu Hause, und sie macht bloß einen kleinen Spalt von der Thür auf. Jetzt schäme ich mich vor ihr und mag nicht mehr hinauf. Bloß auf der Straße sehe ich manchmal, wenn ich aus dem Geschäft komme, und geb mir Mühe, daß ich hinaufsehen kann bis zu Deinen vier Treppen in die schöne Wobelftube, in das kleine Fenster, wo wir zusammen so viel in den gelben Mond gesehen haben; und der ist jetzt auch weg, ich weiß nicht, wohin.“ „Glaub mir doch! Ich bin unschuldig und rein, ich bin ja so glücklich gewesen von Dir, ich habe noch nie einen anderen Mann gemeint und gern gehabt, bloß Dich.“

Sie vergaß, wie genau er um ihren Ersten wußte; sie vergaß Alles. Sie hätte geschworen, daß jedes Wort Wahrheit war, das sie schrieb und mit Thränen verwischte; sie glaubte an ihre Unschuld, schrieb so oft und so ausführlich, wie Alles gewesen, daß sie es vor sich sah, ganz so, wie sie es wollte, und keine Zweifel mehr an ihrer Reinheit hatte. Wie, nie war sie ihm untreu gewesen! Wie hatte er Das nur glauben können von seiner Stefie, die ja vor Liebe zu ihm betete!

Endlich schrieb er ihr. Ohne Ueberschrift und ohne Unterschrift.

„Sage mir beim Seelenheil Deiner Mutter, daß Du mir treu gewesen bist; dann will ich Dir glauben. Wenn Du schwören kannst, dann komme morgen Abend zu mir heraus.“

Und sie kam, selig, ihn sehen zu dürfen, kam, ohne Gedanken, ohne Ueberlegen. Er wehrte sie ab, als sie mit gurgelndem, irren Laut auf ihn zugeflogen kam, daß sie erschreckt stehen blieb und nur bewundernd an seiner hohen Gestalt hinaussah, die wieder, bis zum Hals geschlossen, schwarz gekleidet war und aufrecht stand und sich nur noch höher aufrichtete. Er zündete Kerzen an und das weiche Licht, das er liebte, zuckte auf seinem bleichen, edlen Gesicht. Jetzt war es so feierlich hier, wie es brauchte.

Sie konnte nicht warten mehr, nicht einen Moment; sie wollte sprechen. Sie hätte, seit sie ihn ansah, geschworen, jetzt auch ohne sein Verlangen. Sie hätte, sie hätte auch einen Mord gethan für ihn und nicht gewußt, daß es Sünde sei. Ihr voller, gläubiger, verkürzter Blick strahlte ihn an. Aus ihren blauen Augen, die das Blau von Kinderaugen bewahrt hatten, brach ein überirdischer Glanz von Wahrsamkeit. „Ich schwöre beim Seelenheil meiner Mutter, daß ich Dich liebe und daß ich Dir treu gewesen bin, tren, immer, immer!“ Sie schluckte nicht einmal mit der Stimme dabei; die Vision von Beichtstuhl und Pfarrer zog kaum flüchtig durch ihren Sinn; sie wußte gar nicht so recht, daß sie log.

Es gab ihm eine köstliche Sensation, sie festen Blickes anzuschauen und zu fühlen, wie sie seinen Blick ertrug und untertauchen ließ auf den Grund ihrer Seele. Schlackenlos und klar schien ihre Seele in dieser Stunde sich vor ihm zu erschließen und ihre weitgedöfneten Augen jauchzten den seinen entgegen. Ein hinreißender Ausdruck fanatischer Wahrheitsliebe strahlte aus ihren Zügen.

„Ich schwöre es Dir!“

Er bewunderte sie. Und schämte sich doch für sie. Das kann nur ein Weib. Nur ein Weib.

Leise, unbewußt, hob er die Arme. Sie stürzte mit einem Jubelschrei an ihm nieder. Schluchzen und Lachen und Lachen und Schluchzen. Und sie küßte seine Hände, deren Innenwand ihr immer wie die Berührung von weichster Seide war, küßte inbrünstig die schönen, fleischlosen Finger, die ausfahen, als seien sie aus blutdurchhauchtem Marmor geformt.

Nähernd, befreit sah er auf sie nieder. Er hatte sich erbärmlich nach ihr gesehnt. Was ging ihn eine Lüge an, von der ihre Seele nichts wußte?

Und er zog das kleine Mädchen an sein großes Dichterherz.

Rose Rauman.



Zwei Anzeigen.

Die Faustsplitter in der Literatur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, nach den ältesten Quellen herausgegeben. Berlin, Emil Felber, 1898—1904. Preis: 35 Mark.

Dieses Buch ist ein Ungeheuer von 52+1221—1273 Seiten. Es enthält außer den 15 Seiten des Vorwortes, den 28 Seiten des Splitterverzeichnis, den beiden zusammen 76 doppelspaltige Seiten betragenden Registern und wenigen Anmerkungen kein Wort von mir, sondern ist durchweg abgeschrieben, und zwar abgeschrieben aus 437 der seltensten Bücher der Zeit zwischen 1507 und 1800. Sein Druck hat sich über sieben Jahre hingezogen und es ist in drei verschiedenen Druckereien gedruckt worden. Bis jetzt mußte ich zur Wahrnehmung meiner Autorenrechte erst vier Prozesse mit dem Verleger führen. Es ist eins der wenigen Dinge, die aus meiner abgeschlossenen literarhistorisch-akademischen Vergangenheit in meine volkswirtschaftlich-praktische Gegenwart hineinragen, insofern ich das zweite Register erst in dieser Gegenwart geschaffen habe.

Was das Buch will?

Das Buch sollte ein Baustein sein zu einer neuen Form der literarhistorischen Forschung, die sich nicht mehr auf Dichterpersönlichkeiten, sondern auf Weltanschauungsepochen aufbaut. Es sollte zeigen, wie der Wandel der Weltanschauung das treibende Rad ist bei der Fortentwicklung großer literarischer Stoffe. Etwa im Jahr 1889 entwarf ich, angeregt durch Friedrich Jarnde, noch als Student, den Plan zu einer Geschichte der Faustsage. Es war mir an sich befremdend, daß die große deutsche Literatur damals noch keine Geschichte der Faustsage besaß. Sie besitzt auch heute noch kein Buch, das ernsthaft auf diesen Namen Anspruch machen könnte. Auch keine ausländische Literatur besitzt ein solches. Erst langsam ging mir das Verständniß dafür auf, warum ein solches Buch damals unmöglich war. Der Grund dafür ist, daß die Faustforschung von damals vier Lücken aufwies, ohne deren Ausfüllung nicht an eine einigermaßen abschließende Gesamtdarstellung gegangen werden konnte. Die erste Lücke habe ich durch meine Doktor-dissertation, „Die deutschen Volkslieder vom Dr. Faust“, auszufüllen gesucht. Die zweite habe ich durch meine Forschungen über alte und neue Faustbilder — von denen Einiges auch auf den Blättern der „Zukunft“ erschienen ist — ziemlich geschlossen, so daß nur die Zusammenfassung des Geleisteten übrig bleibt. Welche Bedeutung diesem Theil der Geschichte einer Faustsage zukommt, mag daraus hervorgehen, daß allein er im Stande ist, das Problem der Verjüngung des goethischen Faust in der Hegenfäule zu lösen. Der Faust des achtzehnten Jahrhunderts war, mit einer verlorenen Ausnahme von 1725, ein Greis. Ein mindestens recht bejahrter Mann war auch der Faust des jungen Goethe. Da kam der Sturm und Drang und modelte Faust zum Jüngling um, indem er den Kettenprenger Faust zu einer Art Brausevorbild für die Jugend der Zeit erhob. Ein Jahrzehnt suchte Goethe vergeblich nach einem Mittel, über den Zwiespalt hinwegzukommen, der dadurch in die Gestalt seiner Dichtung hineingetragen worden war. Erst in der Villa Wargese, draußen vor den Thoren der Ewigen Stadt, fand er die Lösung, indem er den alten Faust seiner Jugend durch einen Zaubertank verjüngte. Die

dritte Lücke besteht in der fehlenden Bearbeitung der Hölleuzwänge und anderer an Fausts Namen geknüpften Zauberbücher, die im Druck erst um 1660 erschienen. Wenigstens habe ich nie ein älteres Exemplar gesehen; die sogenannten älteren Ausgaben, die ich kenne, sind Fälschungen. Die Vorarbeiten dazu habe ich wohl gemacht; zum Abschluß in einer historischen Abhandlung bin ich nicht mehr gekommen. Die vierte Lücke sollte der vorliegende Band „Faustsplitter“ ausfüllen. Seit dem Erscheinen des ältesten Faustbuches von 1587 ist nicht der Stoff, wohl aber das Buch dreimal überarbeitet worden; 1599, 1674 und 1725. Die Bearbeiter Widman, Pöcher und Miethe waren kleine Geister, die es absolut nicht „reichtig“ verstanden; die gekünstelte Wärschung des Stoffes in ihren eigenen Lagen in die Bearbeitung hineinzutragen, sondern eine seltsame Vermischung von alten Auffassungen und neuen Ideen boten, die zum größten Theil in Form von Anmerkungen dem alten, fast unveränderten Text angehängt wurden. So spiegelt nur das Volksbuch von 1587 und seine Nachdrücke den Geist der eigenen Zeit wieder. Die späteren Bearbeitungen sind, von geringfügigen Einzelzügen abgesehen, überhaupt nicht als Unterlage für eine Entwicklungsgeschichte des Fauststoffes von 1600 bis 1800 zu benutzen. Das Faustdrama, das in Anlehnung an Marlowes Fauststück um 1600 seine Prägung erhielt, war zwar auch konservativ, weist aber immerhin doch tiefere Eindrücke vom Geist der Zeit auf als der Faustroman.

Neben diesen Quellen giebt es nun aber noch eine dritte Sorte. Das sind die kleinen Erwähnungen Fausts und des Fauststoffes von 1507 bis 1800 in Büchern, die anderen Gegenständen als der Faustsage gewidmet sind und daher Fausts, seiner Schicksale und seiner Bestrebungen nur nebenbei gedenken, manche in einer Zeile, manche in einem kleinen Absatz, manche auf wenigen Seiten, andere in dreißigseitigen kritischen Behandlungen des Stoffes. Ich habe 437 solche Bücher zusammengebracht, indem ich zehn Jahre lang auf mehr als fünfzig in- und ausländischen Bibliotheken nach solchen Erwähnungen Fausts sahndete. Sie enthalten weit über tausend selbständige Erwähnungen Fausts; im Durchschnitt dreihundert Jahre lang etwa alle zwei bis drei Monate eine. Natürlich sind unter diesen Stellen viele einfache Abschriften aus älteren Büchern, die in endloser Kette ermüdend wiederkehren; aber noch mehr tragen bis zu einem gewissen Grade den Stempel des Geistes ihres Verfassers. Diese kleinen Stellen sind die Faustsplitter in der Literatur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts. Hier ist also die Antwort auf die Frage zu suchen, wie aus dem verruchten Sünder des sechzehnten Jahrhunderts, der Gott abschwor und dem Teufel seine Seele verschrieb, ein geistiger Held werden konnte, dessen Schicksal dem großen deutschen Dichter bei seinem größten Werk zum Vorwurf diente. Wie Antonius van Dale an der Allmacht des Teufels zu rühren begann, wie Balthasar Bekker dessen Sturz vollendete, wie nach einander die vier Voraussetzungen der Faustsage, der Glaube an einen persönlichen Teufel und an einen Bund mit ihm, der Glaube an die magische Kraft bestimmter Formeln (einst gehörte auch die Abendmahlsformel zu ihnen; ihr hoc est corpus lebt im hocus corpus und im hocus pocus fort), der Glaube, daß alles Streben nach unbeschränkter Erkenntniß verboten ist, und endlich der Glaube an eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, — wie all diese Voraussetzungen aus der Weltanschauung der Gebildeten schwanden und nun der Boden fehlte, auf dem die alte Faustsage gewurzelt hatte, und wie man

durch Symbolismus, durch moralistische Auffassung und schließlich durch Umprägung des Stoffes den alten Kern zu retten suchte: Das steht nirgends in der Welt geschrieben als in den „Hausplittern des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts“. Kein ersthast zu nehmendes Kolleg über die Hausfage kann ohne die Kenntniß dieses Theiles der Hausquellen mehr gehalten, kein Buch über den Stoff geschrieben werden, das nicht den Haupttheil seines Inhaltes aus ihnen schöpft. Mögen immerhin noch einzelne neue Stellen aus alten Tagen zu denen hinzuentdeckt werden, die ich in zehnjähriger Arbeit gesammelt, abgeschrieben und herausgegeben habe: die einzige große Quelle auf diesem Felde wird immerdar mein Buch bleiben. Mag es Nachträge erleben; es wird trotzdem nicht veralten, denn seine Herstellungskosten sind so groß, daß sich nie ein Neubruck lohnen wird. Es enthält Hausplitter in acht Sprachen: Lateinisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Holländisch, Italienisch, Dänisch und Keltisch, ganz abgesehen von den griechischen, hebräischen und arabischen Floskeln, die darin vorkommen. Es ist mir nicht vergönnt gewesen, den Gehalt des dicken Bandes zu einer eigenen Darstellung der Entwicklung des Hausproblems und des Hausstoffes im Geistesleben des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts zu benutzen; und den Anderen, die es versuchen werden, wird das übrige, beim Suchen der Splitter aus erster Hand in Massen gesammelte Nebenmaterial fehlen, das erst den Pfad erhehlt. Aber ich wollte das Buch ganz bieten und habe deshalb auch das letzte Register noch fertig gemacht, das 68 doppelspaltige Seiten umfaßt, Namen und Sachen des Bandes verzeichnet und rund 14000 Nachweise giebt. So habe ich wenigstens die Genugthuung, daß dieses Buch allen Freunden der Hausfage ein treuer, zuverlässiger Berater in Hausdingen sein wird.

St. Johann-Saarbrücken.

Dr. Alexander Tille.

Höddchen-Döddchen. Von Lotte Tille. Bilder von Paul Brodmüller. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Preis: 2, unzerreißbare Ausgabe 3 Mark.

Ein neues Bilderbuch von zwölf Bildertafeln mit anspruchlos einfachen Reimen, aus dem Leben hervorgewachsen, da eine Mutter es für ihr eigenes Kind schuf. Diese Mutter war mein Weib und ihr Kind ist mein Töchterchen. Sie liegt seit dem Jahr 1898 auf dem Friedhose zu Glasgow begraben. Sechs Jahre nach ihrem Tode erblicken ihre kleinen Reime, ursprünglich zusammengefaßt unter dem Namen „Höddchen-Döddchens Abenteuer“ und von ihrem kleinen Sohn auf der Handpresse gedruckt, mit echt kindlichem Bilderschmuck eines befreundeten Malers das Licht der Büchertwelt. Kein Mißklang ist darin, kein lehrhafter Ton, kein gutes Beispiel und keine Unart. Keine Freude am Leben, am Kindersein, am Kinder-treiben. Die Dichterin ist den Lesern der „Zukunft“ keine Fremde. Jahre lang hat sie ihnen neue und werthvolle Erzeugnisse englischen Geisteslebens, meist philosophisch-naturwissenschaftlicher Art, durch Uebersetzungen zugänglich gemacht. Wenn ich jetzt eine Reihe ihrer Kinderreime der deutschen Mütter- und Kinderwelt übergebe, so muß ich es mit einem herzlichen Worte des Dankes an den Maler und seine Gattin thun, denen das edle Höddchen-Döddchen während ihres zweijährigen berliner Aufenthaltes eine kleine Freundin geworden war. Dafür rechnet sie es dem Onkel Brodmüller nun auch nicht als Sünde an, daß er ihre braunen Döddchen in blonde verwandelt hat.

St. Johann-Saarbrücken.

Dr. Alexander Tille.

Notizbuch.

Ungarn will los von Oesterreich, will höchstens noch die Personalunion, aber nicht länger die „gemeinsamen Angelegenheiten“. Und es ist, weil die Magyaren und Biedomadagaren alle anderen Rationalitäten aufgesaugt oder gefruchtet haben, durch Einheit des Willens jetzt stärker als das poligene Konglomerat der im wiener Reichsrath vertretenen „Königreiche und Länder“. Ob die rücksichtslose Brutalität des Grafen Stefan Tisza, der Kolomans echtbürtiger Sohn und jedenfalls eine verwegene Herrschernatur, ein ganzer Kerl ist, den Sieg erringt, ob Tiszas Nachfolger Bekerle oder Szell, Andrássy oder Apponyi heißt: das Land will seinen Willen und wird ihn, früh oder spät, durchzusetzen versuchen. Das ist das eigentliche, letzte Ziel der Obstruktion, die von der liberalen Mehrheit, wie in England einst unter Gladstone, dem Freisten der Freien, durch die eläture unmöglich gemacht werden soll. Das Auge, das durch die Oberfläche dringt, merkt, daß hier um Höheres gekämpft wird als um das Recht, den Reichstag zu obstruiren: daß der Kampf über das Tempo der Trennung von Wien entscheiden soll. . . Diese Sätze schrieb ich vor zwei Monaten; und wurde in Ruthbüriesen aus beiden Hälften des Habsburgerreiches darob ungebührlicher Schwärzung beschuldigt. Was ich der ungarischen Nation zuschreibe, sei, hieß es, nur der Größenwahn des von Kossuth geführten Häufleins. Im Namen des Landes handle und spreche die liberale Partei, die vom Ausgleichswort Deak nicht wankte noch weiche und deren Macht seit achtunddreißig Jahren niemals zu erschüttern gewesen sei. Wenn man so las, mochte es leidlich scheinen. Erstens aber war der Wille der liberalen Partei seit Jahren, unter Szell, Khuen, Tisza, durch die Obstruktion gelähmt und zweitens mußte seit Banffy's Tagen jedes Ministerium, das sich auch nur ein Weilschen halten wollte, in Wien Konzessionen erpressen, die das nationale Selbstbewußtsein für die nächste Wegstrecke sättigten. Tisza hat, namentlich für die Magyarisirung der Armee, in kurzer Zeit viel durchgesetzt; dennoch wars nicht genug. Das Land forderte ein noch rascheres Tempo. Zuerst ging Graf Albert Apponyi mit seinen Freunden ins Lager Kossuths über, dessen Programm die Trennung von Oesterreich fordert und nur das Band der Personalunion gewährt. Dann verbündeten alle oppositionellen Gruppen sich zum Wahlkampf gegen die Liberalen und ein Andrássy, der Sohn des Mannes, der unter Deak's Patronat das Staatsgrundgesetz der österreichisch-ungarischen Monarchie geschaffen hatte, führte Kossuth, dem Feinde dieses Gesetzes, aus dem Hochadel Helfer zu. Schlimme Zeichen für Habsburg. Doch Tisza, dachte man, wird die Situation retten. Ein Mann von jähem Willen und einer Verdencraft, die nicht zu erschöpfen scheint; hält täglich zwei lange, zwei wirksame Reden, bleibt auf keinen Zwischenruf die scharf pointirte Antwort schuldig und schätzt die politisch brauchbare Gewalt seiner Gegner, die er Operettenrevolutionäre nennt, offenbar sehr gering. Wenn er jeiner Sache nicht so sicher wäre, hätte er den Reichstag nicht aufgelöst. Wie könnte das Land auch zweifeln, wenn ein starker Wille es vor die Frage stellt, ob im Parlament gearbeitet oder vandalirt werden, die legal gewählte Mehrheit oder tyrannische Willkür der Minderheit herrschen soll? Die Opposition glaubt selbst nicht an ihren Sieg: sonst hätte sie sich gegen die Ausschreibung der Wahlen ja nicht so harinädig gestraußt. Der liberalen Partei ist der Sieg gewiß; mit frischen Kräften kehrt sie und verstärkt in den Reichstag zurück. Nun ist sie schmählich geschlagen worden. Schon fast sechsig Sitze verloren. Zum ersten Mal seit 1867 hat sie nicht mehr die Majorität. Franz Kossuth triumphirt: seine Partei ist die stärkste und ihm gehorcht einstweilen die große Schaar der Affiliirten.

Und wie kam diese Wandlung? Die liberale Presse giebt nie zu, daß irgendwo der Liberalismus verewelt sein könne, weil er im Erdreich keine kräftige Wurzel mehr hatte; immer muß böser Zufall oder arglistige Tücke im Spiel gewesen sein. Auch in Ungarn, dem letzten Laube, auf das die Mannesseele sich noch zu berufen vermochte. Schon lieft man in berliner Blättern, nicht der Liberalismus sei geschlagen worden, sondern Tisza, der, wider das erste Gebot liberaler Weltanschauung, die Geschäftsordnung des Reichstages nicht respektirt habe. Das mögen Kinder Kindern erzählen. Der Kampf um eine Geschäftsordnung bringt die Wählermassen nicht in Bewegung. Was Tisza that, mußte er thun, wenn er nicht vor der lärmenden Obstruktion abtanken wollte; mußte es wenigstens versuchen. Daß er halbwegs ehrlich sechten, weder durch Zwang noch durch Kauf Mandate erschwindeln wollte, hat ihn vielleicht ein paar Siege gekostet; doch auch die sonst in Ungarn übliche Wahlcorruption hätte ihn nicht gerettet. Vom Liberalismus dieser Sorte hat das Volk vorläufig genug; die Tiszas, sagt es, guckten stets viel zu ehrerbietig nach Wien, waren, Vater und Sohn, allzu bereit, sich österreichischen Wünschen zu fügen. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Jetzt kann Andrássy, Wesele oder Szell versuchen, mit einer Koalition zu regiren und von Kossuths Partei auf Kosten der Reichseinheit einen Waffenstillstand zu erkaufen. Oder der arme Franz Joseph, dem keine Bitterniß erspart bleibt, muß sich entschließen, Herrn Franz Kossuth, den Sohn des in effigie gehexten Diktators, der den Habsburg-Lothringern das Recht auf den Thron der Ungarkönige abgesprochen hatte, zur Regierung zu berufen. Das wäre wahrscheinlich das Klügste; und würde beweisen, daß der König, auch wo sein persönliches Gefühl sich dagegen bäumt, die von der Verfassung ihm aufgebürdete Pflicht getreulich erfüllt. Geschieht es heute nicht, so geschieht es doch in Zukunft. Ungarn will los von Oesterreich, will die staatsrechtliche und die wirtschaftliche Trennung (deren Folgen noch Niemand sicher ermessen kann) und die Ungebuld läßt sich nicht mehr zügeln. Das Heer und die internationale Politik, die Verwaltung und Wirtschaft soll ungarisch sein und der König mit gesondertem, magyarischen Hofstaat die Hälfte jedes Jahres in der ofener Burg verbringen. Dieses Ziel ist nicht bis übermorgen zu erreichen; ist aber nicht mehr so fern, wie es der Kurzsicht noch vor zwei Monaten schien. Der König könnte sich mit dem erstrebten Zustand schließlich abfinden; an Jubel würde es ihm in der transleithanischen Residenz nicht fehlen und er brauchte nicht mehr bei jeder Handlung, jedem Wort seiner österreichischen Minister ängstlich zu fragen, was die Ungarn wohl dazu sagen werden. Auch die Deutschen Oesterreichs könnten aufathmen; die feststen Wünsche der Czaren sind ja nur den Forderungen nachgebildet, die der kleine Magyarenklüngel ertrotzt hat, seit er die Deutschen, die Slaven und Rumänen zu einer erst halb entwickelten Amtssprache zwang, und ohne den ungarischen Widerstand gegen ein für Oesterreich erträgliches Ausgleichsgesetz wäre Badenis verhängnißvolle Sprachenpolitik nie nöthig geworden. Mit der Großmacht aber, der militärischen und der wirtschaftlichen, wäre es schnell aus, wenn nur die Personalunion noch die Reichshülften verbände. Die „Gesamtmonarchie“, die in allen wiener Ministerreden einen so breiten Raum einnimmt, wäre dann ein Bonmot von gestern, gemeinsame Angelegenheiten und vereinigte Delegationen gäbe es nicht mehr und Graf Goluchowski müßte am Ballplatz die Koffer packen. Und noch hitziger würden die Czaren dann drauf bestehen, ihren eigenen, in Prag gekrönten König und ihr böhmisches Staatsrecht zu haben. Das Alles braucht freilich Zeit zur Reife. Einstweilen wird, wie Tiszas Nachfolger auch heißen möge, der Verkehr mit dem budapester Reichstag und mit der ungarischen Delegation recht schwierig werden. Die Niederlage der liberalen

Partei Ungarns ist nicht nur fürs Habsburgerreich das wichtigste Ereigniß der letzten Wochen; und wenn die trefflichen „Spezialkorrespondenten“ nicht so viele Schauernmären aus Rußland zu melden hätten, würden wir über diese höllisch ernste Sache wohl mehr lesen. Sieben Jahre und vier Monate sind verstrichen, seit an der Prunktafel der ofener Königsburg Wilhelm der Zweite den gegen seinen Ahnherrn Friedrich gerichteten Ausbruch des Magharenzornes rühmend erwähnte und, nach und vor einem unrichtigen Citat, seinem greifen Wirth zurief: „In den Herzen der Söhne Arpads lobet begeisterte Hingebung für Euer Majestät!“ An diese Tischrede, die in Oesterreich schon damals so tief verstimmt, mag Franz Joseph jetzt denken, da Arpads Söhne ihn zwingen, vom Sohn des achtundvierziger Diktators politischen Rath zu erbitten; von einem Manne, der den besten Theil seiner Popularität der Thatfache dankt, daß er unermüdlich, seit er das Erbe des Vaters antrat, zum Kampf gegen den wiener Hof rief. Noch ein anderes Datum könnte dem alten Herrn einfallen. Vierzig Jahre ist gerade her, seit Franz Deak für den Pest Naplo den Osterartikel schrieb, der die erste Möglichkeit zeigte, Ungarns Rechtsanspruch mit den Bedürfnissen der Reichsgroßmacht zu vereinen, und der Schmerlings Schicksal entschied. Vierzig Jahre lang hat die Rothbrücke gehalten. Jetzt haben die Achtundvierziger über die Siebenundvierziger gesiegt. Was Franz Deak baute, will Franz Kossuth niederreißen. Und kein König ist stark genug, dieses Beginnen zu hindern.

* * *

Noch vor Ungarn hat Frankreich eine Ministerkrisis erlebt. Ueber die weniger zu sagen ist. Herr Combes war unhaltbar geworden. Ein auf seine Weise tapferer Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, doch ohne staatsmännische Nützlichkeit. Sektirer, nicht Politiker. Ob er die Macht des Kirchenchristenthums brechen oder nur, als entthuteter Priester, die ihm lästige Klerisei aus dem Licht drängen wollte, ist nie ganz klar geworden. Bald aber (selbst seinem Protektor Waldeck-Rousseau noch), daß er die Folgen seines Thuns nicht zu wägen, des Handels Nernwirkung nicht zu ermessen vermochte. Wer dem Europäerbewußtsein die Einheit schäfe, den gefährlichen Abgrund zwischen Glauben und Thum, Bekenntniß und Handlung schlosse, wäre größer als Luther; wer heute noch Polizei und Gericht gegen leichtfüßige Priester mobil macht, ist kleiner als Jaff. Herr Combes dachte nicht an Frankreichs Weltmachtsstellung, nicht an das Kolonialreich, das die französische Zukunft sichern soll; dachte in seinem stockblinden Apostateneifer immer nur, wie er der Pfaffenchaft die Einflußmöglichkeit noch mehr schmälern könne. Das wurde langweilig . . . Toujours calotte ist noch schlimmer als toujours perdrix. Keine Spur schöpferischer Politik; nur noch Antiklerikalismus. Die Sozialdemokraten (außer Guesde und seiner Margifenschaar) waren ganz zufrieden damit, daß für die Sozialistierung des Rechtes und der Wirthschaft nicht das Geringste geschah, weder die Einkommensteuer noch die Arbeiterversicherung in Sicht kam. Andere wurden aber ungebulbig. Die Situation schien nachgerade lächerlich. Trotzdem es in Frankreich Gegner der republikanischen Staatsform in nennenswerther Zahl längst nicht mehr giebt, wurde Jeder, der nicht täglich einen Pfaffen zum Frühstück verpeisen und fürs Diner einen hohen Offizier schlachten wollte, als Kryptomonarchist verdächtigt. Immerhin konnte es noch eine Weile gehen, wenn nicht eine schmählige Delatorenwirthschaft entthüllt worden wäre. „Wir werden von den Freimauern regirt“: Das hatte man in Paris seit Jahren oft von den Feinden der Pfaffenjesser gehört. Aber nicht geglaubt. Wache Geister lassen sich von der mythischen Macht der Vogen eben so wenig schrecken wie von der Fabelstude schlurfender Jesuiten. Etwas war dennoch an dem Geraun. Das Kriegsministerium (und manches General-

kommando) hatte von der Freimaurerloge Auskunft über Gesinnung und Wandel der Offiziere erbeten und erhalten. Ob sie in die Kirche gingen, mit Priestern und Nationalisten verkehrten, im Salon gegen die Politik des Ministeriums sprachen, wie sich ihre Frauen benahmen; und so weiter. Geheime Auskunft, die nicht kontrollirt wurde noch werden konnte, von der aber Advancement, Beförderung, Verabschiedung des censirten Offiziers abhing. Duzende solcher Auskunftzettel wurden veröffentlicht. Nicht Ausnahme also, sondern System. Deutschen braucht man die gerechte Empörung eines Offiziercorps nicht zu schildern, das sich solcher infamen Spigelwirthschaft ausgeliefert sieht. Herr Combes fand die Sache nicht ernstler Rüge werth. Konnte sich, zum Beispiel, nicht entschließen, den ehrenwerthen General Peigné wegzujagen, der die Conduite seiner Offiziere von den Freimaurern erfragt hatte. Begriff gar nicht, daß solches Handeln gegen Kameradschaft und Anstand verstieß und daß die Volksstimme forderte, man solle den durch so unwürdiges Verfahren erniederten Truppenführern Uniform und Orden vom Leibe reißen. Gegen clerikale Gesinnung dünkte den Sectenfanatiker Alles erlaubt. Er war unhaltbar geworden und konnte nur noch, ziemlich geschickt, selbst seine Niederlage organisiren. Nach ihm kam Herr Rouvier. Der Alles macht, was verlangt wird. Gestern mit Combes Pfaffen fraß und morgen mit Ribot eine Razzia auf Freimaurer veranstalten würde. Gilt als der beste Finanzmann des Palais Bourbon; und wars jedenfalls in seinem Privatleben. Ein vernünftiger Panamist, dessen Auslieferung anno Arton das Gericht vom Parlament forderte und der jetzt Ministerpräsident ist. In Frankreich ist Vieles möglich. Manches aber auch in Deutschland. Oder ist eine Kleinigkeit, daß die Liberalisten bei uns den Glauben verbreiten konnten, Combes sei als Märtyrer seiner Ueberzeugung gefallen und habe nur dem drängenden Gebote der Staatsraison gehorcht, als er die Führer des französischen Heeres von Vogenspißeln auskundschaften ließ?

Ein Dozent schreibt mir: „Ich lese eben in Schmollers Jahrbuch die folgende Notiz: Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Areiburg im Breisgau macht hierdurch bekannt, daß die im Jahr 1903 mit dem Preis der Schleiden-Stiftung ausgezeichnete Arbeit des Dr. jur. Wiegner über Kriegscontrabande, wie sich nachträglich herausgestellt hat, in umfangreichen Theilen aus älteren Schriften, namentlich den Dissertationen von Lehmann und Hirsch, über den selben Gegenstand wörtlich oder fast wörtlich entnommen ist und daß ihr deshalb der Preis wieder aberkannt wurde. Der Dekan. Rosin.“ Mir scheint, die Fakultät hat, als sie ihre „Bekanntmachung“ erließ, nicht bedacht, daß sie einen jungen Menschen mit einem Schlag traf, der zu seinem Vergehen in gar keinem Verhältniß steht. Seine akademische Laufbahn ist beendet, der Versuch in jedem anderen Beruf ungemein erschwert. Und doch sollen, wie man flüstert, in Amt und Würden hier und da Leute sitzen, die nur mit etwas größerer Geschicklichkeit plagiat haben. Mußte durchaus diese Form des Urtheiles gewählt werden, dann durfte auch die Begründung nicht fehlen. Handelt sich um ein schlimmes, besonders freches Plagiat? Hat der Empfänger des Preises die Namen der Herren genannt, deren Schriften er für seine Arbeit Theile entnahm? Hat er vielleicht selbst auf die „Anlehnung“ hingewiesen? Darüber mußten wir bei der Veröffentlichung des Urtheiles unterrichtet werden. Und noch eine Frage: Ist die Fakultät, die so streng richtet, nicht am Ende selbst kompromittirt? Die Preisrichter trauten sich, als sie das verantwortungsvolle Amt auf sich nahmen, doch die Fähigkeit, zu dem Werth der Schrift abzuschätzen. Sie nahmen sich aber, wie es nun scheint, nicht einmal die Mühe, die an Umfang sehr kleine Literatur gründlich durchzuarbeiten

die es über den in der Preisschrift behandelten Gegenstand giebt. Gerade die Disquisitionen über dieses Thema — aus naheliegenden Gründen das beliebteste Abschreibematerial — mußten doch vorher von den Richtern gelesen werden. Und wie gedenkt die hohe Fakultät die „Anerkennung“ denn nun praktisch durchzuführen? Die Bestimmungen des B. G. B. (Ueber Auslobung u. s. w.) bieten keinen Anhalt. Dem Scharfsinn einer Juristenfakultät ist freilich nichts unmöglich. Aber müßten die Preisrichter der durch ihre Sorglosigkeit geschädigten Schleiden-Stiftung die tausend Mark nicht eigentlich aus der eigenen Tasche zurückzahlen?“ Dagegen wird nicht viel zu sagen sein.

* * *

In der Täglichen Rundschau wurden neulich Briefe eines deutschen Offiziers veröffentlicht, der im Herero-Kriege gefallen ist. Da gab es viele Stellen, die werth sind, gelesen und im Gedächtniß bewahrt zu werden. „Die Rote in Swakopmund ist ein Torso; fünfzehn Dampfer liegen auf der Rheide und können sich nicht lösen, der längste acht volle Wochen; und er hat noch ungefähr sechshundert Tonnen Ladung an Bord. Tage lang ist die Verbindung mit der Rheide unterbrochen; drei Dampfer mit Fourage mußten voll wieder abfahren. Die Eisenbahn Swakopmund-Windhof ist eine Feldbahn, wie die Rübenbahnen an den großen Zuckerrübenfabriken; sie kann natürlich nicht annähernd die Güter zur Truppe bringen. Seinen kriegerischen Muth kann man an unbotmäßigen Landwehrlenten zeigen, die es für ihre Pflicht halten, stets betrunken zu sein und gegen Schwarze forsch zu thun. Gestern bestiegen wir einen armen Hottentoten aus den Klauen einer solchen Bestie, die sich als Gefangementransporteur auswies, aber trotzdem verhaftet wurde. Die Massen von Vorräthen, die hier lagern, werden zum Theil ein Raub Unehrlicher, was leider die Kriegsgerichte beweisen. Bei unseren Transporten sollen hochbezahlte Buren als praktische Rathgeber fungiren. Der Weinige kommt mit seinen zwanzig schwarzen Treckkoxen direkt von Kapstadt. Er kann weder Deutsch noch Englisch, leistet weniger als nichts und hat es nicht für nöthig gehalten, sich über den Weg zu orientiren. In Windhof sind die Weißen fast alle verbittert, die Eingeborenen frech. Das Experiment mit verrückter Infanterie ist gründlich mißglückt; hierher gehört im Schiefen ausgebildete Kavallerie. Es kann Einem schlecht werden, wenn man einen steifen Infanterieerganten auf einem ungerittenen Pferd bis an die Zähne bepackt einherreiten sieht und dahinter kommt ein gefällig sitzender Schwarzer an. Der Erste ist die Verkörperung der bewaffneten Hilflosigkeit. Das Ansehen der deutschen Soldaten leidet dadurch ungeheuer. Wenn man in den deutschen Zeitungen liest, mit welchem Pomp man dort die lächerlichsten Richtigkeiten feiert, könnte man sich ärgern.“ Die paar Citate beweisen wohl, daß drüben nicht Alles in Ordnung war. Aus den Briefen konnte man aber auch erfahren, mit welchem gebulbigen, prunklosen Heroismus deutsche Offiziere und Soldaten das Elend dieses aufreibenden Buschkrieges trugen. Außer den Verwandten und Freunden bekümmert sich in der Heimath Niemand um sie. Wir haben Anderes zu thun. Ruffenschnack. Ordensjeß. Lustmord. Presseball. Das Schicksal Gorkijs ist uns wichtiger als das Trothas und seiner Leute. Ein Glück noch, daß wenigstens beim Kaisergeburtstagsdiner im Ronopolhotel an Südwesafrika gedacht wurde. Da stand, nach dem „Kaiserfisch“, der „Caecilienauce“, dem „Lieblingsgericht Seiner Majestät“, der „Patriotischen Pastete non plus ultra“, auf der Speisefarte: „Einnahme von Oshandja“, „Hereros am Waterberg“, „Bomben und Granaten à la Trotha.“ Auf diese Räthselgerichte folgte dann eine Speise, die einfach „Kaiser Wilhelm II.“ hieß. Vorher hatte es „Deutschland, Deutschland über Alles“ gegeben; und nach der „Schleswig-Holsteiner Käsepfanne“ wurden „nationale Fruchtbröden“ herumgereicht. Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Berlin tafelt für Dich.

Den Ball des Vereins Berliner Presse (der dafür sorgen sollte, daß die Schulsumme seines verstorbenen Kindes, des Presseklubs, mit Zins und Zinseszins endlich an die Erben der Pommerbank zurückgezahlt wird) haben wieder zwei preussische Minister und zwei Staatssekretäre besucht. Heil! Ihre Frauen hatten sie wieder nicht mitgebracht. Dennoch: Heil! Der Holzboss hüpfte vor Stolz; und schrie dann: „Die Pressebälle nehmen eine exklusive Stellung in unserem öffentlichen Gesellschaftsleben ein und in dieser Exklusivität wurzelt ihre Anziehungskraft. Es hat nun einmal für Viele einen erklärlichen Reiz, unsere großen Staatsmänner in nächster Nähe sehen, beobachten zu können, wie Jene, die mit am Welttruder stehen, die man sich steif und zugeknöpft vorstellt, von ungewohnter Liebenswürdigkeit sein können.“ (Solche läppische Quintancersümperei wird in Berlin für Hunderttausende gedruckt.) Die großen Staatsmänner, die mit am Welttruder stehen und doch nicht zugeknöpft sind, hießen Studt und Hammerstein, Richthofen und Kraetke. Der größte, Graf Bülow, war diesmal nicht erschienen. In einem Brief, der natürlich der Mit- und Nachwelt nicht entzogen werden durfte, hatte er dem Pietischbarben Fulda sein „lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen, daß eine Erklärung, die mir noch immer Schonung auferlegt, mich diesmal der angenehmen Eindrücke beraubt, die ich in früheren Jahren auf dem Presseball gefunden habe“. In dem selben Blatte des Lokalanzeigers, das uns diesen höchst wichtigen Brief besorgte, konnte man lesen, daß am dem Abend des Presseballs der erklärte Graf Bülow „der Einladung des Prinzen Albrecht zu einem größeren Diner gefolgt war“. Alles lebhaft wird das Bedauern also nicht gewesen sein. Daß der Kanzler Herrn Fulda „aufrichtig ergehen“ ist, wird jedes deutsche Herz erfreuen. Daß er ihm „freundliche Grüße“ schickt, ist mir ein willkommenes Anlaß, um öffentlich einmal zum Verzicht auf diese sinnlose Floskel aufzufordern. „Freundlich“ hat Der nur die Grüße zu nennen, der sie empfängt. Trotz diesem Denkfehler und trotz den „gefundenen Eindrücken“ macht der Kanzlerbrief sich im Lokalanzeiger nicht übel. Freilich steht er dicht hinter dem folgenden Satz des Holzbosses: „Die Herren des Vorstandes, in deren Luge die Ballhonoratioren Platz nahmen, hatten alle Hände voll zu thun, um die vertraulichen Händedrücke zu erwidern.“ Und dicht vor diesem: „Welttheater und Theaterwelt, sie gehören zu den interessantesten Requisiten des Presseballes.“

Ueber den Bergarbeiterstreik wird noch Manches zu sagen sein. Die Regierung scheint entschlossen, die Wünsche der Arbeiter zu erfüllen. Sehr schön. Aber warum erst jetzt? Vor fünfzehn Jahren, am vierten Februar 1890, schrieb der König von Preußen an seine Minister: „Die staatlichen Bergwerke wünsche ich bezüglich der Fürsorge für die Arbeiter zu Musteranstalten entwidelt zu sehen und für den Privatbergbau erstrebe ich die Herstellung eines organischen Verhältnisses meiner Bergbeamten zu den Betrieben behufs einer der Stellung der Fabrikinspektionen entsprechenden Aufsicht, wie sie bis zum Jahr 1865 bestanden hat.“ Öffentlich lehrt die Untersuchung nun, daß es den Arbeitern in den Staatsbetrieben viel besser geht als in den Privatbergwerken. Wir möchten aber auch wissen, weshalb die Behörde, wenn sie die Forderungen der Arbeiter berechtigt findet, mit der Erfüllung warten mußte, bis ein Streik entstanden war, der das National Einkommen täglich um drei Millionen Mark schmälert.

Aus den Artikeln und Reden, die den Kaiser in seinem Geburtstag grüßen, muß man in jedem Jahr ein paar Proben geben, um den Thermometerstand der öffentlichen Meinung zu zeigen. Zuerst der Süden, der in diesem Fall fähler sein konnte. Schwäbi-

icher Merkur: „Wer Alles gerichten Sinnes in die Bagdchale legt, Der wird dem Kaiser gernden Ehrenfranz eines unermüdblichen Arbeiters zum Wohl des Vaterlandes spenden.“ Münchener Neuste Nachrichten: „Durch ein unbestreitbares Verdienst Wilhelms des Zweiten hat Deutschland an innerer und äußerer Machterweiterung gewonnen.“ Münchener Allgemeine Zeitung: „In allen Streitfragen ist der Kaiser in stiller Arbeit seinen Pflichten nachgegangen, als ein ganzer Mann, der das Brausen und Stürmen jugendlichen Kraftüberdranges und idealistischen Wollens überwunden und sich auf der ragenden Höhe seiner von der Vorsehung ihm gesetzten Aufgaben zu bethätigen strebt, so, wie eines großen Volkes Geschäfte am Besten besorgt werden und wie es von dem Vorbild aller großen deutschen Fürsten der Dichter gesungen: „Der König Karl am Steuer saß. Der hat kein Wort gesprochen; er lenkt das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen.“ (Sehen Sie, lieber Herr Zentich: Ihr Wunsch ist längst Wirklichkeit und Sie haben nicht gemerkt. Natürlich ist auch diese Zeitung, die den Monarchen „von der Vorsehung Aufgaben setzen“ läßt, liberal, entschieden liberal.) Hohenzollernsche Volkszeitung: „Ehrfürchtig geliebt von den Kindern seines Volkes, hochgeachtet von den Fremden, zählt er zu den besten Männern der Welt. Es ist, als habe sich in dem jetzigen Träger der Kaiserkrone Alles vereinigt, was dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen gemeinsam war, aber auch, was sie getrennt. Es giebt kein Gebiet des öffentlichen Lebens in seiner weitesten Bedeutung, für das der Kaiser nicht eine gewisse ideale Schwärmerei hegt, ein mit Verständnis gepaartes Interesse, das ihn weit über die Höhe der Durchschnittsmenschen erhebt. Sie macht jenes Temperament aus, das ihm in der ganzen Welt, bei allen Völkern jenes Etwas verleiht, das ihm den Titel „Kaiser“ zu einem ihm allein zukommenden Namen umgebildet hat. Jene Eigenschaften univ erseller Richtung bedingen auch jene rastlose Thätigkeit, die bei ihm Lebensbedingung ist; er gehört dem Tag voll und ganz und kein Augenblick geht unbenuzt an ihm vorüber.“ Frankfurter Generalanzeiger: „Indem er dem Volke den Frieden gab (gab), ist Kaiser Wilhelm ein Mehrer des Reiches und, wie ihm die Nationalhymne zujubelt, ein Liebling des Volkes geworden.“ Kölnische Zeitung: „Wir sehen in ihm einen Menschen von einer bewundernswürthen Universalität und Beweglichkeit des Intellektes, von ausgeprägtem, fast überschäumenden Idealismus, von stärkstem, zielbewußtem Wollen und von hohem Verantwortlichkeitsgefühl. Daß gerade dem deutschen Volk eine solche machtvolle Individualität als Lenker seiner Geschichte geschenkt worden ist: Dessen wird sich Jeder freuen, der nicht in einem Schattenkaiser mit papierner Krone sein Ideal sieht.“ Den Lokalanzeiger und Beurtheiler einladen farinae braucht man nicht erst zu citiren. Nur noch die (besanntlich demokratische) Vossische Zeitung: „In den Anforderungen, die er an seine eigene Arbeitskraft stellt, in der gewissenhaften, unermüdblichen Pflichterfüllung ist er ein leuchtendes Muster für die ganze Nation.“ Herr Kirchner, Oberbürgermeister der freisinnigen Stadt Berlin: „Daß unserem deutschen Volk die hehren Güter des Friedens und der Rechtsordnung auch im vergangenen Jahr erhalten wurden: Das verdanken wir nächst Gott unserem Kaiser und König, seiner rastlosen, unermüdblichen Fürsorge und Arbeit, seiner Weisheit, seiner starken Hand.“ Graf Baltestrem, Präsident des Deutschen Reichstages: „Wenn unser erlauchtes Geburtstagskind, wenn Seine Majestät der Kaiser den Blick wärts richtet auf das Lebensjahr, das er am heutigen Tage vollendet, so wird er gewiß viele ernste und bedeutsame Momente finden, die geeignet sind, diesen hohen Herrn ernst zu stimmen. Allein diese ernsten und vielleicht an sich und für Viele traurigen Momente sind mit so vielen erhebenden Momenten verknüpft, daß man das Gefühl der Bangigkeit

nicht aufkommen lassen kann, sondern das Gefühl eines gerechten Stolzes, sowohl bei Seiner Majestät als auch bei uns, den Vertretern des deutschen Volkes. Wieder hat sich Seine Majestät als der Friedensfürst bewährt, der er immer war. Wieder hat er verstanden, das Reichsschiff durch seine Regierung so leiten zu lassen, daß der Friede für uns weder bis jetzt geführt ist noch daß eine Befürchtung nach dieser Richtung bis jetzt vorliegt. Es ist das hervorragende Verdienst unseres Kaisers, daß er den Frieden überall vertritt. Trübes und Heiteres, Schweres und Leichtes ist vorübergegangen. Das muß ein Monarch mehr tragen als Andere. Er steht immer vor Aller Augen, jeder Mensch beurtheilt ihn nach jedem Wort, nach jeder That; und sich da immer in der richtigen Mitte zu halten, ist schwer, sehr schwer. Das versteht unser Kaiser aber außerordentlich." Vielleicht wird Einer fragen, ob das „hervorragende Verdienst, den Frieden überall zu vertreten“, nicht auch Franz Joseph und Roosevelt, Viktor Emanuel und Louis, Eduard, Leopold, Alfonso, Abd ul Hamid und (namentlich) der Kaiser von China sich erworben haben. Ob der Deutsche Kaiser die Ausbreitung des ostasiatischen Krieges zu hindern vermochte, wenn starke Gewalten diese Ausbreitung herbeizuführen versuchten. Ob wir nicht gerade jetzt einen an Verlusten nur allzu reichen Krieg führen, den eine Regierung von weiterem Blick und rascherem Entschluß, eine Regierung, die sich nicht von den Launen einer Majorität schrecken läßt, vermeiden konnte. Ob Monarchen „immer vor Aller Augen stehen“ müssen. Und manches Andere. Wozu? Höheres Lob ist, in reichlicher Fülle, kaum zu erdenken. Wilhelm der Erste hat, nach drei Kriegen, deren Ertrag greifbar, nicht nur in Phrasen auszumünzen war, nie solches Unisono der Begeisterung gehört. Freilich auch gelesen, daß er, nur er gerade der Kaiser sei, den die Deutschen brauchen, das Idealbild des deutschen Herrschers. Und daß der Ahn aufs Haar wie der Enkel war, wird selbst Graf Ballestrem nicht behaupten. Immerhin hat der alte Wilhelm, der ja noch nicht „der Große“ getauft war, auch kühle, gleichgiltige und kalte Stimmen gehört. Wenn Wilhelm der Zweite die Geburtstagsartikel, die Feiertreden der Bürger- und Volksvertreter gelesen hat, muß er glauben, daß kein Fürst je so geliebt, keiner wie er leidenschaftlich bewundert ward. Denn an der rückhaltlosen Aufrichtigkeit deutscher Männer ist doch kein Zweifel möglich. Bei uns spricht Jeder nur aus, was er im Innersten empfindet.

Die preussischen Minister fordern höheren Lohn; um standesgemäß repräsentiren zu können. Zum Strife wirds nicht erst kommen (leider; es wäre zu schön und soll deshalb nicht sein): der Landtag wird den Zuschuß bewilligen. Der Ministerlohn ist auch wirklich ein Bißchen niedrig und Reichthümer werden die excellenten Staatsdiener auch mit fünfzigtausend Mark Jahreseinnahme nicht häufen. Das verdienen heutzutage sehr viele Rechtsanwältle; Bankdirektoren das Bierfache. Und ausständig muß es bei Ministern zugehen. Die Behauptung, Bismarck sei mit dem (seit seinem Rücktritt verdoppelten) Kanzlergehalt ausgekommen, ist erweislich unwahr; er hat in jedem Jahr mindestens fünfzigtausend Thaler aus Eigenem zugelegt. Der Sturm aber, wenn er eine Gehalts-erhöhung beantragt hätte! Graf Ballestrem hätte ihm gewiß ein zweites „Psui!“ zugerufen. Chlodwig und Bernhard waren dann das Doppelte werth. Daß über den Krüger und die warmen Würstchen gespottet wird, die Minister und Staatssekretäre ihren Wästen vorsetzen, ist nicht sehr erfreulich. Auch nicht, daß unzulängliche Bezahlung tüchtige Leute ohne Vermögen hindert, diese Stellenungen anzunehmen. Nicht minder bedenklich wird die Sache aber, wenn nur noch arme Ritter in die Ministerien einziehen. Die sind dann auf den Lohn angewiesen und werden um so unselbständiger, flehen um so fester, je län-

ger sie (und die theure Gattin) an die erhöhte Lebenshaltung gewöhnt sind. (Daß Graf Bülow von einem hamburger Verehrer seiner Staatskünste zwei Millionen und etliche Hunderttausende geerbt hat, war deshalb beinahe ein politisches Ereigniß; und ermöglicht außerdem die Annahme des Fürstentitels.) Item, der Vohuzuschlag ist den darbenenden Ministern zu gönnen. Der Landtag hat aber noch eine andere Zugzwörung zu bewilligen oder abzulehnen. Die Ordenskommission, die Jahrzehnte lang mit 120000 Mark ankam, verlangt jetzt 210000; also 75 Prozent mehr. Solche Steigerung eines Statistitels ist zwar eine Seltenheit, kann in diesem Fall aber nicht überraschen. Die 120000 Mark können schon lange nicht mehr gereicht haben. Reichthum auch sicher nicht; doch wozu hat man Dispositionsfonds? Schon der des Auswärtigen Amtes kann manchen Fehlbetrag decken. Statistiker, denen Zeit nicht Geld ist, haben ausgerechnet, daß es in Preußen jetzt 480 Arten und Klassen vom König verliehener Orden giebt. Ein paar Duzend davon (Wilhelmsorden, Verdienstorden der preussischen Krone, die in ungefähr fünfzigtausend Exemplaren vertheilte Denkmünze, die der Volksmüß den Apfel-sinenorden nennt, die „Krone“ zu den verschiedenen Klassen älterer Orden, der Verdienstorden für Eisenbahnbeamte, zu dem der Kaiser selbst den Entwurf gezeichnet hat) sind erst in den letzten sechzehn Jahren entstanden. Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran: auf dem wichtigen Gebiete des Ordenswesens ist dieses herrliche Kanzlertwort lange schon Wahrheit geworden. Solche Glorie ist ohne Geldopfer nicht zu haben. Der alte Kaiser gab, zum Beispiel, den Schwarzen Adler fast nur Souverainen; bekam ihn ein Anderer, so mußte die Leistung danach sein. Jetzt bekommen ihn allerlei Offiziere und Würdenträger, deren besonderes Verdienst der Unterthanenverstand nicht zu ahnen vermag. Der vorläufig letzte Empfänger ist der seit Jahren pensionirte Admiral Hollmann, ein vortrefflicher Herr, der sich eigentlich aber nur noch um die Allgemeine Electrizitäts-Gesellschaft, als Vorsitzender ihres Aufsichtsrathes, verdient machen kann. Auch Brillanten wurden früher selten verliehen; Ausländern nur, wenn die Ordenssitte ihres Heimathstaates zu solchem Aufwand zwang. Nous avons changé cela. England hat noch nie Brillanten nach Preußen geschickt; der König von Preußen aber hat die Brust englischer Offiziere mit Brillanten geschmückt. Diese Edelsteine bleiben bekanntlich Familienbesitz und die Verleihung hatte ursprünglich den Nebenzweck, den Juweleneschatz der ausgezeichneten Familie zu vermehren. Krupp und der Finanzmann, der Studirens halber nach Kiautschou fuhr, brauchten solche Rehrung nicht und erhielten dennoch Brillanten; auch der Generalintendant von Hälßen, der schon zum zweiten Mal Brillantenschmuck bekam, konnte ihn sich, als ein lachender Erbe der Baronin Cohn-Doppenheim, wenn er wollte, selbst kaufen. Herr August Scherl ist noch nicht „von“; er hat diesmal, statt des Kronenordens zweiter Klasse, für den er (von wem wohl?) vorgeschlagen war, nur die Krone zur dritten Klasse erhalten. Da er aber (ganz im Ernst: nur nach Verdienst) alljährlich auf die Liste gesetzt wird, kann ers noch weit bringen. Wer in den Zeitungen die vielen Seiten mit den Namen der Decorirten gefüllt sieht, staunt über die Fälle der Menschen, die sich in jedem Jahr um den Staat Verdienste erwerben. Ein Trost wenigstens, daß selbst in Liautung kein wahres Meritum unbelohnt bleibt. Das ist mit 120000 Mark, wie der Rathsheer einsehen muß, nicht zu leisten. Der Landtag wird sich nicht lumpen lassen. Auf der langen Liste stehen oft genug ja auch Parlamentarier. Und die Vertreter des Preußenvolkes haben dafür zu sorgen, daß der Staat auch in schlechter Zeit seine Kulturpflichten erfüllt.

Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Spe-
cialitäten in allen practischen
Größen und zu den mässigsten
Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0.20 für Porto unter Convert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

IBACH 1794 gegründet

Hof-Pianoforte-Fabrik
Potsdamer Strasse 22 **BERLIN**

Flügel und Pianinos in
allen Holz- u. Styl-Arten.
Event. Eintausch älterer Instrumente
bei Neukauf.

Vorzügliche Stimmungen.
St. Louis 1904 „Grand Prix“.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Großherzog. Zählführer u. Bahnhofs-Befehlshaber. Flügel- u. Pianino-
Fabrik. Pianos von 100 Mk. an bis zu den besten Konzert-Pianos zu 650, 750 Mk. u. Flügel
von 100 Mk. an. Gebrauchte Pianos 250 Mk. Gebrauchte Flügel ca. 350 an, darunter **Bechstein,**
Biese, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons, auch billig zur Miete, neu und
gebraucht, event. ohne Transportkosten. Große Auswahl. Solange Zahlungsbedingungen. Mehr.
Katalog gratis und franko.

Goerz-Anschütz-Klapp-Camera



Erstklassiges Fabrikat. Momentaufnahmen bis zu $\frac{1}{1000}$ Sekunde.
Geringstes Gewicht. Leichteste und unauffälligste Handhabung.
Universellste Verwendbarkeit. Objektiv: **Goerz-Doppel-Anastigmat.**
Die Camera, mit Goerz-Tele-Objectiv versehen, eignet sich vor-
züglich zu unauffälligen Fernaufnahmen. Bezug durch alle ein-
schlägigen Handlungen oder direkt. Katalog gratis u. franko durch:

Optische
Anstalt

C. P. Goerz

Aktien-
Gesellsch.

Berlin-Friedenau 56.

LONDON

NEW YORK

PARIS

Katalog kostenfrei.

Offene Anstalt für Nervenkranken Naunhof b. Leipzig

inmitten ausgedehnter Staatswaldungen.

Spezialabteilung für jugendliche Psychisch-Nervöse besserer Stände.

Alle Komfort: Elektrische Beleuchtung, Warmwasserzentralheizung, vorzügliche Trink-Wasserleitung; alle modernen Kurmittel. Prospekte vom ärztlichen Leiter Dr. R. Götzke.

Telegr.: Dr. Götzke, Naunhof.

Tele.: Leipzig 5789, Naunhof 33.

Dr. med. A. Smith'sches

Ambulatorium für **Herz- und Nervenkranken**

Köln * BERLIN W. 66, Potsdamerstr. 52 * Hamburg

Funktionelle Untersuchung und Behandlung.

Ausführliches im Prospekt (frei).

TELEPHON: AMT VI, 24.

BERLIN SW.

PROSPEKTE GRATIS!

Sanatorium Königgrätzerstrasse 105

Lage mitten im Garten in grösster Ruhe: Leitender Arzt Dr. med. PRITZEL.

Vornehme, erstklassige Heilanstalt mit 65 Krankenzimmern: Gesellschaftsräume: Badeabteilung für Wasser- und Lichtbehandlung: Räume für Gymnastik und Elektrotherapie: 2 Operationsäle: Dampfheizung: Elektr. Beleuchtung: 2 Fahrstühle: Vorzügliche Küche: Diätetiken jeder Art: 3 Anstaltsärzte, von denen ständig einer anwesend ist.

Heilstätte

für

Herz- u. Nervenkranken

Berlin W., Tauentzienstr. 19 B.

Dr. med. Tilliss.

Fernsprecher: Berlin-Charlitzg. 3474.

Prospekte auf Verlangen



Dr. Ziegelroth's Sanatorium

ZEHLENDORF b. Berlin, Wanneseebahn.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Aufriehung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**

Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

+ Unreiner Teint +

wird unter Garantie beseitigt im Zeitraum von circa 8 Tagen durch Selbstbehandlung mit **Kubale's Gesichts-Dampfapparat**. Mehrfach patentiert, Staatspreis Wien 1904. Preis M. 10.— ab Fabrik gegen vorherige Kasse oder Nachnahme. Zu beziehen vom alleinigen Fabrikanten **Arthur Kubale, Weissensee-Berlin 2, Königs-Chaussee 82.**

Abschriften, Masch.-Diktate, Ste-nogramm, im Hause u. außerh. Vervielfält.

HENNY REWALD, BERLIN S. 42, Prinzenstr. 84.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4, liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Zur gefl. Beachtung.

Liebhaber von gehaltreichen, vollschmeckenden **Zigarren**, feinsten Importcharakters machen wir auf das heute einliegende, günstige Sonderangebot des Deutschen Kolonialhauses, **Bruno Antelmann** G. m. b. H., Haupt- und Versandgeschäft Berlin, Lützowstrasse 89-90 aufmerksam. Das Deutsche Kolonialhaus ist seit geraumer Zeit — dank der unbestreitbar vorzüglichen Qualität — mit bestem Erfolg um die Einführung der aus Tabaken deutscher Kolonien hergestellten Zigarren bemüht. Zu einem Versuch eignen sich besonders die verschiedenen Auswahlkisten. Bei Abnahme von 500 Stück einer Sorte treten weitere Vergünstigungen ein. Außer diesen Produkten führt die Zigarrenabteilung des Deutschen Kolonialhauses auch eine große Auswahl von Importen aus Havana, sowie Zigarren und Zigaretten aus Tabaken fremdländischer Kolonien. Ausführliche Preislisten werden auf Wunsch frei ins Haus gesandt. Wir bitten dem der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

HERREN

nehmen zur Kräftigung

Yumbehoa-Elixir

Voräthig à Fl. 3 Mk. in der
MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 178
Depot in Berlin: **Salomonis-Apothek.**

Gewerbe-Akademie Berlin

mit akademischen Kursen zur Ausbildung von Ingenieuren für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau.

Technikum Berlin

Fachschule z. Ausbildung v. Technikern.
Programme kostenlos.

Berlin W. Königsplatzstr. 90.

Billige Briefmarken.

Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.

Preisliste gratis.

Herz Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

berühmt durch Solidität

Eleganz vorzügliche Passform

Engros von der
FRANKFURTER SCHUH-FABRIK A.G.
Otto Herz & Co.

Menschliche Macht.

Sie können sich selbst hypnotisieren, ohne eine zweite Person.
Sie können Ihren Einfluss auf andere geltend machen, auch ohne deren Wissen und Willen.
Sie können jedermann hypnotisieren, selbst durch das Telefon.
Sie haben Erfolg im Heilen von Krankheiten durch Suggestion, ohne jede Arznei.
Man wird Ihre Gesellschaft ansuchen. Sie werden überall beliebt sein, wenn Sie das Werk studieren „**Macht der Hypnose**“. Preis Mk. 1.00.

Erfolg garantiert! Prospekte gratis!

Wendel's Verlag, Dresden 128.

MUIRALTHIN

IST FÜR
MÄNNER

EIN HERVORRAGENDES
KRÄFTIGUNGSMITTEL

bei Neurasthenie u. Schwächezuständen.

Zu haben in den Apotheken, Versand durch:
Schweizer Ap., M. Riedel, Berlin W., Friedrichstr. 173.
Kaiser Friedrich Apoth., Berlin NW., Karlsruh. 21 a.
Humboldt Apotheke, Berlin W., Potsdamerstr. 29.
Lachmanns Apoth., Berlin O., Stralauer Allee 23.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 49. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. I. Quartal des XIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung
entgegengenommen.

Kurt Schaefer

BERLIN W. - Kronenstr. 49 I.

**Cotillon- und Carneval-
Artikel.**

ist der eingetragene Wortschutz des **Bürgerl. Bräuhauses** in Pilsen, worauf zu achten bitten. Versand in Gebirgen, **Flaschen** u. **Tönnchen-Spöcken** durch die Repräsentanten **Berlin SW., Dresden, Stettin und Hannover**.



**Salem
Aleikum
Cigaretten!**

3 bis 10 Pl. p. St.
**Keine Ausstattung-
nur Qualität!**

Nur Acht mit Firman:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“
 Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.
 Mehr siebenhundert Arbeiter

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen Aristokraten“ etc. zeigt an, dass er **Charakter**, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer **Handschrift** erforscht. Distinguierte eingeschränkte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der **Psychographie** unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenbeurteilungen, Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizt als der Kitzel der Sensation mögen **brieflich** anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die **Bedingungen** für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Besuche.

Adr.: P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg.

Zeitartikler 1. Ranges

übernimmt noch Aufträge.

Gefl. Off. unter „**Leader**“ Berlin Postamt 10

Harmoniums

der Firma **Schledmayer-Pianofortefabrik** Gesellschaft
v. Majestät k. Kaiser und Königl. **Berlin, Bülow-**
strasse 46. Herkann von den ersten Musik-Konsti-
tuten. Zuverlässigste Haus- und Kirchenorgeln von
Grosen Größe und klein.

Mädler's Patent-Koffer

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau. Preislisten gratis.

Verkaufsstellen: **L**eipzig **B**erlin **H**amburg
 Petersstr. 8. Liebigstr. 101/102. Neuerwall 59.

Aktuell!

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

Kaiser Otto III.

* Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem „Toten Löwen“ hat hier der Verfasser in dem Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz einen welt-historischen Konflikt zwischen Kaiser und Kämmler dramatisch gestaltet. In Eckard von Meissen wird man die Gestalt eines geliebten Sächsischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die Tragödie des

===== **Epigonentums** =====
unserer Tage geschreiben.

Preis broschiert 3 Mark.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF,
Modernes Verlagsbureau Curt Wiegand.